DISKUS

1962 · FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

12. JAHRG. AUGUST

D 2442 E Preis 50 Pf, Studenten 20 Pf

Sex und Profit

Ideologien, die auf Welteroberung, Weltrevolution oder Kreuzzug aus sind, sind ohne Tabus nicht denkbar. Ohne Tabus kein Triebverzicht, ohne diesen keine aufgestauten Aggressionen, die sich zu gegebener Zeit gegen Minoritäten oder äußere Feinde — Juden, Kapitalisten, Kommunisten — dirigieren ließen. Ohne Tabus allerdings auch keine Zivilisation, es sei denn, die Aufklärung einer Gesellschaft wäre soweit fortgeschritten, daß alle — oder wenigstens fast alle — sich rational verhielten.

Wir leben in einer immerhin partiell aufgeklärten Gesellschaft. Das heißt aber, daß viele Tabus zumindest teilweise noch gelten, etwa das der Sexualität. Noch läßt sich Sex kapitalisieren. Meinungslenker, „Meinungsbildner", Politiker, Werbefachleute, kalkulieren ihre Chancen nicht zuletzt an der sexuellen Reizbarkeit der Menschen.

Immerhin ist das Tabu der Sexualität durch Freud und die Psychoanalyse soweit aus der totalen Finsternis ins Dämmerlicht gerückt worden, daß die „geheimen Verführer" (siehe S. 3) nicht mit Panik und Entsetzen rechnen müssen, wenn sie mit Sex werben.

Und so geschieht es. Die Kulturkritiker sind es müde geworden, dieses Thema zu erörtern. Obwohl heute jeder weiß, warum ihn auf den Titel- und Inseratenseiten der Journale und von den Litfaßsäulen leckere Mädchen und schicke He-Männer anlächeln, verfehlt eben diese Werbung nicht ihre Wirkung. Virginität, strafrechtlich noch geschützt, bringt als illustriertenthema fette Zinsen — Beispiel „twen". Vermeintliche Perversionen à la Lulu sind gerade recht, um Spießer ins Kino zu locken. Auf dem Umweg über die Identifikation mit drahtigen Sexualprotzen bringt man Zigaretten, harte Alkoholika, Sportwagen an den Mann. „Liebreiz" ist eines der Hauptwerbeargumente der Seifen-, Kosmetik- und Wäschefabrikanten. Heidi Brühl im Negligé und ohne BH lächelt für Lux. Ruth Leuwerik, breithüftig, blond und herb, reklamiert für Papas Kino.

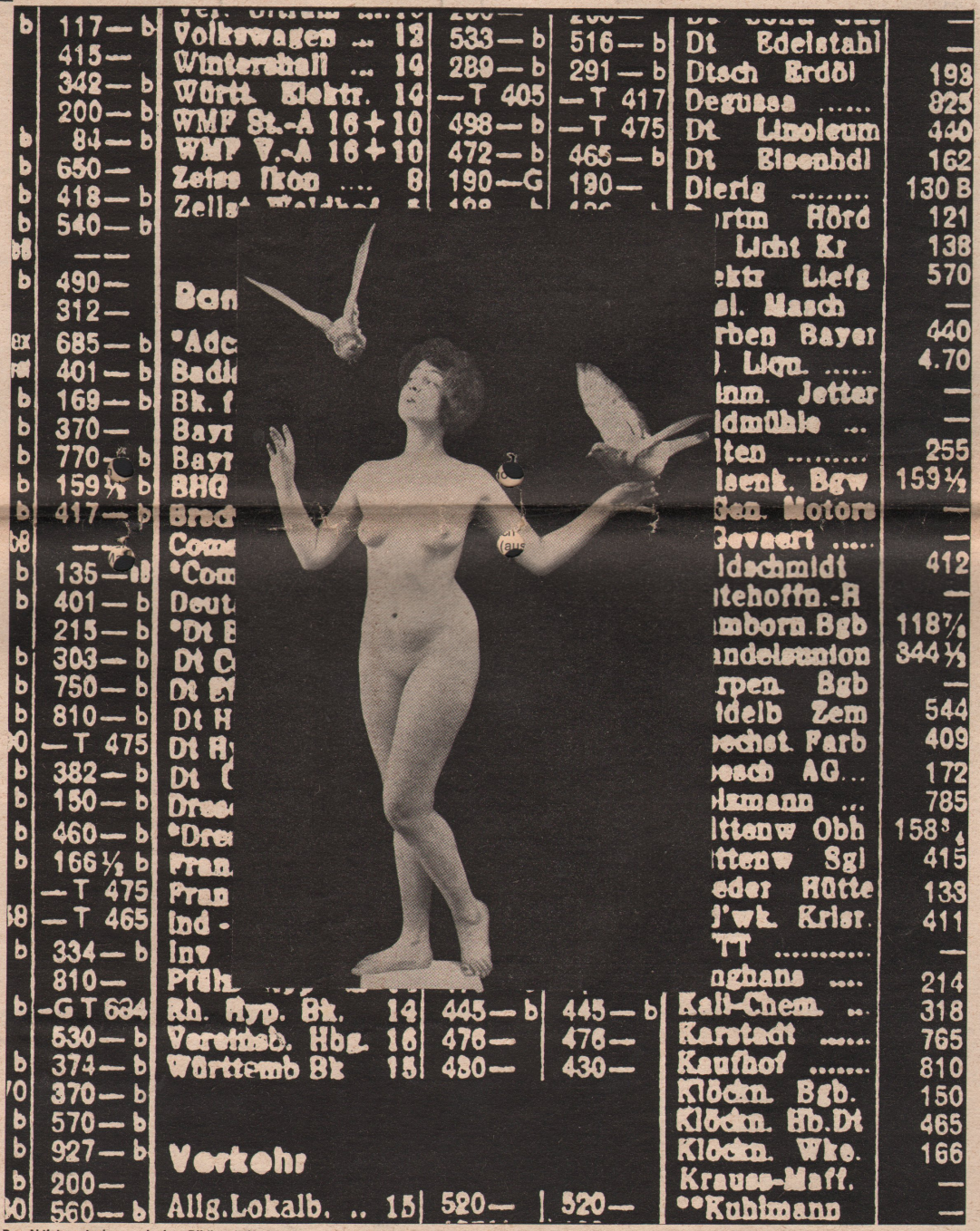
Oder wie war das mit Erich Mende, der sich, wenige Tage vor der Bundestagswahl, geschniegelt, gebügelt und mit Kavalierstaschentuch via Fernsehen an alle Kriegerwitwen wandte, gewinnend lächelnd und mit dem attraktiven Verständnis eines attraktiven Mittvierzigers?

Die Beispiele sind Legion. Wir treiben in einem Meer von Sexualreizen aller Nuancen, von der plumpen Anspielung auf untere Körperpartien bis zum subtilen Appell an das Unbewußte. Der Sexappeal ist höchstdotierter Star. Die Gründe sind offenkundig. Die von Freud und seinen Nachfolgern propagierte Integration der Sexualität in das menschliche Bewußtsein, die Befreiung des Sexuellen vom Odium des „Unanständigen", „Niederen" und „Gemeinen" vollzieht sich nur mühsam und gegen den Widerstand starker restaurativer Kräfte, die sich dabei selbst an das Unbewußte wenden, wenn sie nämlich gegen „Schund und Schmutz" polemisieren und an die Reinlichkeitskomplexe aus der analen Phase unserer Kinderjahre appellieren.

Die sexuellen Tabus lassen sich nur sehr behutsam rational abbauen. Je niedriger der Stand des Bewußtseins, um so mehr sind sie noch wirksam. Selbst den Halbemanzipierten können sie Korsett und Leitlinie sein. Der Erfolg sexualisierter Werbung ist nicht auf „übertriebene" Aufklärung zurückzuführen, sondern gerade auf deren Mangel.

Nur allzuleicht lassen sich jene Sehnsüchte erzeugen, die über erhöhten Konsum zu größerem Profit führen. Einmal wie die Bardot auf Männer wirken, einmal sich am Anblick braungebrannter Leiber (den eigenen inbegriffen) weiden, von glutvollen Südländern umschwärmt sein. Deshalb: auf mit Touropa in den Süden. Die Massenmedien sind willige Zutreiber. Die große Liebe, in tausend Schlagern beschworen, lockt weibliche Heerscharen in mediterrane Zonen, irgendwo, mit irgendwem ein Abenteuer zu erleben und irgendwer verdient daran. In diesem Sinne: Frohe Ferien.

Christian Crull / Hans Hagedorn



Das Aktfoto entnahmen wir dem Bildband „Vorlagen zum Studium des Nackten" von O. Schmidt und E. Schneider (Berlin 1907). Dieses Werk soll zu den Lieblingsbüchern Seiner Majestät gezählt haben. Die Unterzeile im Original lautet: „Die leichte Haltung des rechten Armes veranschaulicht einen lieblichen Schwung der Linien."

Demokratie ja oder - nein
Marginalien Seite 3

Vopos und Kommunisten
Die münchner Studentenhatz Seite 6

0 x 0 gleich Kunst
Interview mit Zéro Seite 9

Psychiatrie mit der Spritze

Anmerkungen zur Situation der Heil- und Pflege-Anstalten

Von * * *

Der folgende Beitrag stützt sich auf Beobachtungen verschiedener Mitarbeiter unserer Zeitung. Er will nicht einzelne Personen oder Institutionen „bloßstellen" oder gar „anprangern". Die Aufgabe der Mediziner in den Heil- und Pflegeanstalten ist undankbar genug, da eine große Zahl ihrer Patienten nach dem derzeitigen Stand der Wissenschaft als „unheilbar" klassifiziert werden müssen. Allerdings bleibt die Frage offen, ob die Anstaltsärzte sich tatsächlich in dem Maße an den Ergebnissen der Forschung — und das heißt in diesem Fall, nicht nur der Neurologie und Psychiatrie sondern vor allem auch der Tiefenpsychologie — orientieren, wie es notwendig wäre.

Die Redaktion

Zum Warum und Wie umfassender Krankenhausreformen in der Bundesrepublik ist bisher viel gesagt aber wenig getan worden. Immerhin: Man erreichte Publizität. Die öffentliche Meinung ist unterrichtet über die hauptsächlichen Mißstände, mit denen sich städtische und private Krankenhäuser herumzuschlagen haben: Ärzte —, Schwestern —, Pfleger —, Betten- und vor allem Finanzierungsmangel durch eine unverhältnismäßig kümmerliche Dotierung der Ärzte- und Angestelltenstellen und die niedrigen Tagessätze der Kassen, mit denen die Häuser nicht mehr glauben auskommen, geschweige etwas herauswirtschaften zu können.

Bezeichnenderweise liegen diese Verhältnisse bei einem Zweig unseres Krankenhauswesens fast diametral entgegengesetzt: nämlich bei den sogenannten Landesheil- und Pflegeanstalten, den Psychiatrischen Krankenhäusern. Wirtschaftliche Sorgen sind hier so gut wie unbekannt. Denn von zehn der Kliniken unterhält die öffentliche Hand neun: Der Steuerzahler, der von nichts weiß, zahlt um so reichlicher. Die Häuser werden in der Regel — zum Beispiel in Hessen — über den jeweiligen Landeswohlfahrtsverband verwaltet. Von dem allerdings auch hier und in härterem Maße quälenden Personalmangel wird noch zu sprechen sein.

●

Eines der auffallendsten Merkmale dieser Kliniken ist ihre — Unauffälligkeit. Sie sind unsichtbar. Niemand spricht „davon". Vergitterte Zellen hinter hohen Mauern gehören seit je zu den gesellschaftlichen Tabus.

Die Nazis sorgten dafür, daß die Heilanstalten aus dem Dämmer des Schweigens in die Finsternis einer Verschwiegenheit hinabgestoßen wurden, in deren Schutz rund 100 000 Menschen — krank und nicht krank, aber unbequem — in der „Aktion T 4 — Sonderbehandlung 14/f 13" unter der Direktion des Professor Dr. Werner Heyde, später von Dr. Nitsche und ihrer Gehilfen umgebracht wurden.

FRANKFURTER BÜCHERSTUBE
SCHUMANN U. COBET
FFM · BÖRSENSTR. 2-4 · TEL. 21494

Die Scheu vor dem Anrühren dieses düsteren Kapitels der Vergangenheit, von dem man wußte, mag eine der maßgeblichen Ursachen sein für die von der Öffentlichkeit gänzlich unbeachtete Reorganisation der Irrenanstalten nach dem Kriege. In einem Lande, in dem von jeher die Obrigkeit unternehmen konnte, was sie wollte, ohne Kritik auch nur einkalkulieren zu müssen, ist es aufschlußreich, festzustellen, in welcher Weise sich nach dem Kriege Einrichtungen entwickelten, die ohnehin und charakteristisch schwer kontrollierbar sind.

●

Das negative Bild, das sich hinter jenen Mauern bietet, beruht nicht zuletzt auf einer sehr handfesten, strukturell bedingten Ursache: Es ist die mangelnde Koordinierung der Hochschulwissenschaft mit der praktischen Erfahrung der Heilanstalten. Dieses Übel ist mitverantwortlich für das Absacken der wissenschaftlichen Forschung in Deutschland, das in der Psychiatrie einmal führte. Seit Freud spaltete sich die planmäßig betriebene Psychiatrie konsequent in zwei einander bekämpfende Richtungen: in die theoretische der Hochschulen und in die eher empirische der Nervenheilanstalten.

Demgegenüber ist in der Schweiz jede Anstaltsleitung an eine Professur gebunden. Der überwiegende Teil wissenschaftlicher Fachliteratur kommt denn auch heute aus der Schweiz und aus den USA.

Zum andern ist die absolute Trennung von der Hochschulwissenschaft schuld am Erstarren der Behandlungsmethoden in den abseits jeder dynamischen Entwicklung liegenden Psychiatrischen Krankenhäusern. Die Häuser werden nur noch von Verwaltungsgremien kontrolliert und kaum von wissenschaftlichen Erkenntnissen befruchtet, wie das etwa in den angelsächsischen Ländern der Fall ist — Eine große, sicherlich schwierige Reform müßte der erste Schritt zu einer Änderung sein.

●

Die folgenden Feststellungen beruhen auf authentischen Beobachtungen in einer 1000-Betten-Heilanstalt, in der Nähe einer hessischen Großstadt, welche im Rufe eines „Schaufensters" ihrer Art steht.

Die psychiatrische Therapie ist dort in der Regel ebenso altbewährt und einfach wie orthodox und steril: Sie findet gar nicht statt. Der Patient wird kaum oder gar nicht behandelt. Er wird verwaltet. Ein dankbares Verfahren, das Kraft, Zeit und Fähigkeiten gleichermaßen spart.

Die Methoden der Psychiatrie und der Psychotherapie änderten sich kaum. „Entwickelt" hat sich in dieser Anstalt in Wahrheit nichts, oder nur sehr wenig. Gleichwohl vorbildlich reorganisiert wurde in den meisten Kliniken das äußere Erscheinungsbild. — Man reorganisierte mit Sorgfalt alles — man reformierte fast nichts.

Im Falle der obenbezeichneten Heilanstalt wendet man hohe Summen zum Umbau und zur Renovierung der wichtigsten, der ersten Unruhe-Station auf, in der im allgemeinen nicht der amtierende Oberarzt, sondern die Belegschaft der Pfleger die medikamentöse Therapie für durchschnittlich fünfzig Patienten mit schwierigen Krankheitsbildern zu verantworten hat.

So nimmt es nicht wunder, daß konservative Ärzte, deren fachlich unkontrollierte, staatsbeamtete Positionen gut zementiert sind, im besten Willen Unheil anrichten können neben solchen, die sich die Freiheit nehmen, neueste wissenschaftliche Erkenntnisse anzuwenden.

Die konzentrierten medikamentösen Therapien, die die pharmazeutische Industrie heute, zumeist in Form von Sedativen, für Epilepsie, für den schizophrenen- und den manisch-depressiven Formenkreis, bei symptomatischen Psychosen, Süchten und Neurosen in wachsender Zahl bereit hält, drohen die praktizierende Anstaltspsychiatrie einfach auszuschalten.

Beim genannten Beispiel ersetzen die Medikamente dem leitenden Arzt beinahe jede eigene, persönliche Behandlung. Die Psychiatrie erstirbt so im Handumdrehen zu einer höchst primitiven und verwerflichen „Äußeren Medizin".

Die sehr bedeutsamen Fortschritte, die die Industrie auf dem Gebiet der Neurotherapie erst in den letzten Jahren erzielt hat, haben gleichzeitig praktisch die ganze bis dahin geübte Behandlungsart des „laissez faire, laissez aller" der meisten Heilanstalten überrollt. Die Hilflosigkeit der traditionellen „Methoden" wird in ihrer ganzen Tragweite sichtbar: Jedes Gespräch des Arztes mit dem Patienten ist „überflüssig"; es werden nur noch Medikamente verabreicht.

In einer Nervenheilanstalt ist der verantwortliche Leiter einer Station mit einer naturgemäß differenzierteren Verantwortung und Bedeutung für den Patienten ausgestattet und belastet. — Er hat zum Beispiel nicht viermal Magengeschwüre und dreimal Gallensteine, sondern bei Nervenkranken siebenfältig zu unterscheidende Krankheitsbilder vor sich.

Trotz dieser billigen Allerweltsweisheit findet in unserem exemplarischen Fall zwischen Arzt und Patient kaum mehr statt, als die routinemäßige Ausfragerei beim Eintritt, nach der der Kranke nicht medizinisch, sondern vielmehr medikamentös sortiert und — ad acta gelegt wird.

●

Oder wie sonst soll man es nennen:

Wenn es die vornehmste Aufgabe des betreffenden Stationschefs zu sein scheint, kaum mehr zu „leisten" als Berichte zu schreiben und merkwürdigerweise die Patientenbriefe zu zensieren, bevor sie befördert werden?

Wenn der eingelieferte Patient während seines allermindestens sechs bis acht Wochen dauernden Anstaltsdaseins so gut wie ausschließlich den Pflegern überlassen bleibt?

Wenn etwa der betreffende Oberarzt nur bei jeder zehnten Neueinlieferung selbst zugegen ist und sich von den Pflegern womöglich telefonisch über das Krankheitsbild „unterrichten" läßt?

Wenn die unregelmäßig stattfindende Visite, die ebenfalls in Nervenheilanstalten ungleich bedeutungsvoller ist, zur lächerlichen Handschüttel-Farce wird, nach der die zu nichts angewiesenen Pfleger? dastehen als zuvor, von den Kranken zu schweigen?

Wenn der betreffende Arzt fast jedem Kranken, der gerade bei seinen ersten Schritten hinter den vergitterten Fenstern behutsamsten Zuspruch braucht, „zum Trost" und wider alles bessere Wissen „verspricht", man würde ihn „in spätestens zwei Wochen bestimmt entlassen"?

Für den Kranken kommt der zugesicherte, verheißungsvolle „Tag der Erlösung": Man zeigt mitleidiges Bedauern. Als automatische Folge stellen sich schwerste Anstaltsneurosen ein, die das ursprüngliche Krankheitsbild zusätzlich komplizieren. Der solchermaßen zugerichtete Patient ist dann auch noch fast ausschließlich den Pflegern überlassen.

●

Diese sind durch Überstunden und Nachtdienst bis zum Äußersten beansprucht. Die unerläßliche Herzenswärme den Kranken gegenüber wird durch die Austeilung der Medikamente und überdurchschnittlich guter Kost ersetzt.

Die starke Hand und das Können, die „Leitfähigkeiten" eines sich durchsetzenden Arztes, fehlen ganz. Auf die Dauer wird dieser Mangel zur normalen Situation. Die Pfleger gewöhnen sich an ihre beinahe unumschränkte Machtvollkommenheit. Manchmal heißt es noch achselzuckend: „Unter Dr. X — da war manches anders. Man wußte, was man zu tun hatte und woran man war."

Seit dem Ende des Dr. X sind Zwangsjacken und Dauerstrafbäder abgeschafft. Heute arbeitet man bequemer mit der „Beruhigungsspritze". Sie wird ohne Zögern von den Pflegern bei der geringsten Unruhe des Kranken verabreicht und avanciert zur ultima ratio einer unbeaufsichtigten Krankenpflege. Exzesse solcher „Pflege" fallen dann niemandem mehr auf: Da kann es passieren, daß ein Patient, von dem man weiß, daß ihm der Exitus kurz bevorsteht, kurz vor seinem Tode, weil er „unruhig ist und die Mitpatienten beim Schlafen stört", kurzerhand in die betongepolsterte Isolierzelle gesperrt und zusätzlich mit einer Spritze „versehen" wird.

Fazit: Es wird schneller gestorben. Und: Die alten Methoden sind doch die besten! Wen kümmerts?

●

Nach der Bestätigung vieler Zeugen sind selbst extreme Fälle der geschilderten Art leider symptomatisch für die Situation der Psychiatrischen Heil- und Pflegeanstalten, die im unkontrollierten Schatten des Lichts der Öffentlichkeit — heute, 17 Jahre nach dem Krieg — noch nicht viel mehr sind, als einigermaßen gut funktionierende **Aufbewahrungs**-Anstalten.

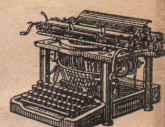
deutscher monolog

soll man
dem osten erlauben
männer wie fränkel
mit bagatellen
zu ruinieren
wo globke
zum beispiel
das volle vertrauen
von kirche und kanzler
genießt
wo jüngst erst
deutsche richter
entschieden
daß anwalt lautz
zu recht
pension kriegt
und daß
zu recht
sterilisiert wurde?

sollen doch
endlich
wie tierschützer fordern
die juden zurück
woher sie gekommen
die emigranten
und linksjournalisten
die schnauze halten
und partisanen
wie vracaric
endlich
vor deutsches gericht
dann würde
die welt
erfahren
wie schnell wir
das gestern
bewältigen
können

hans hagedorn

Leserbriefe



Ich halte es nicht für wert, im einzelnen zu zeigen, wie symptomatisch jeder Satz der Replik „Heim ins Reich der Nörgler" für den Zustand ist, den der Artikel „Die große Langeweile", gegen den diese Replik sich wendet, analysiert . . .

Es erscheint mir notwendig, die Wahrheit einer Philosophie von den Entstellungen eines Journalisten zu retten, der es mit jenem Begriff nicht so genau nimmt wie die von ihm so bezeichneten Nörgler. Marx forderte nicht den vollen Bauch, sondern die Aufhebung der bürgerlichen Gesellschaft mit ihren Klassen und Klassengegensätzen, an deren Stelle eine „Assoziation" treten sollte, „worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist". Ob jene Aufhebung mit vollem oder leerem Bauch durchgeführt wird, ist philosophisch irrelevant. Philosophie ist nicht Gastronomie. Es scheint indes so, als ob diese jene in einer Gesellschaft überflüssig mache, in der der durch Eigenzensur auf seine Marktgängigkeit zubereitete Gedanke vom Konsumenten wie ein Schnellimbiß aufgezehrt wird . . .

Das, was heute scheinbar geschieht, sind Maßnahmen, die verhindern, daß in Wirklichkeit etwas geschieht. Durch die hochgelobte Emsigkeit, mit der man produziert, tauscht und konsumiert, sucht man der lähmenden Langeweile zu entgehen, die sich indes gerade dadurch selbst reproduziert, und zugleich der Frage des ‚Wozu eigentlich?'

Die Allmacht des Marktes, der das falsche Bewußtsein dessen vermittelt, daß man wenigstens das hat, was man gekauft hat, ist die Allmacht dessen, was ohnehin ist . . .

Hans Imhoff

●

Den Aufsatz von Philip Wiener im letzten Heft fand ich in mehr als in einer Hinsicht einseitig . . . Zudem wird viel zu wenig differenziert. Daß zumal das Waffenstudententum heute insgesamt eine Minorität darstellt, scheint Wiener nicht bemerkt zu haben, — so ziemlich alles, was er bringt, bezieht sich eben auf diese schlagenden Verbindungen, — wird aber schlechthin dem gesamten Korporationsstudententum angelastet.

Eberhard Stoll, Berlin-Dahlem

●

Bei der Lektüre des Beitrages von Professor Wiener (Nr. 6/62) war ich zunächst betroffen; die Legende zum Professorenbild ließ den Gedanken aufkommen, die Kritik solle durch eine Gleichsetzung von Couleur und Amtstracht aus den Angeln gehoben werden. Aber ich muß Ihnen beistimmen. Wird der Angriff gegen die Korporationen auf ihre feudalen Restbestände gerichtet, so läßt das darüber hinwegsehen, daß sie das Kadetteninstitut einer nicht aus dem Sattel zu hebenden herrschenden Klasse sind. Die von den literarisch-feuilletonistischen Korporationsgegnern ausgesparte Kritik an den Korporationen muß wirkungslos bleiben, weil sie die materielle Übereinstimmung von Korporationen und bestehender Gesellschaft außer acht läßt. Diesen Sachverhalt haben Sie verdeutlicht, wenn Sie schreiben, daß „Polemik gegen das Korporationsstudententum" sich immer als Angriff „gegen die Möglichkeit einer konservativen Grundhaltung" erweisen müsse. Das ist in der Tat ein Prüfstein.

Klaus Danzig, Frankfurt

●

Fehlt Ihnen der Mut zur eigenen Courage oder was ist? Da bringen Sie eine durchaus treffende Kritik Philip Wieners am Korporationswesen und werten dann eben diesen Artikel dadurch ab, daß Sie in der Unterschrift zu dem Bild, mit dem Sie Wieners Artikel zu illustrieren beliebten, erklären: „Die Polemik gegen die Korporationen erweist sich durchweg als ein Angriff auf die Möglichkeit einer konservativen Grundhaltung" Dabei beruft sich Ihr Redakteur auf einen Aufsatz von Golo Mann (MONAT Nr. 165). Ist es Zufall oder Methode, daß er den DISKUS-Lesern ausgerechnet den einzigen Satz vorenthalten hat, in dem dort die Korporationen von Mann direkt angesprochen werden? Er lautet: „Wenn auch der Freund der Tradition heute die Wiederbelebung der studentischen Corps bedauert, ihre Neuprivilegierung bekämpfen muß, so nicht darum, weil Hitler das und das mit ihnen gemacht hat, sondern weil sie selber, Jahrzehnte vor der Machtergreifung schon, das und das getan haben, um die deutschen Universitäten für Hitler reif zu machen, weil ihr rüder Antisemitismus und tödlicher Nationalismus einer der Wegbereiter der Katastrophe war." Und was, bitte sehr, hat das Zirkusdreß von Hochschullehrern bei hohen „Anlässen" mit konservativem Denken zu tun. Wohlgemerkt: Denken!

P. Roland, Frankfurt am Main

●

In einer Zeit, in der die allgemeine Politik nicht ausgerichtet wird am Wohl der Menschheit im Sinne einer humanistischen Entwicklung derselben, sondern vielmehr an den Bedürfnissen der gerade vorherrschenden Interessengruppen, sollte die Universität der letzte Hort eines echten Humanismus sein, und in Konsequenz dieser Einsicht die auf die „Erfordernisse des Marktes" zugeschnittene Berufsausbildung an regelrechte Fachschulen abgeben.

Nicht die Studenten reichen also ihren Henkern die Axt zur Hinrichtung, sondern sie passen sich nur den Forderungen an, die die heutige Universität und deren exponierteste Repräsentanten an sie stellen. Vor lauter Pluralismus sind uns auch die echten Leitsterne erloschen und so ist es dann bei der mangelnden Aufklärung über die vernunftgemäße, und vor allem: moralische Entwicklung des Menschen sowie bei der völligen Verblödung der öffentlichen Meinung nicht weiter verwunderlich, daß auch diejenigen, bei denen sich erste individuelle Merkmale konstatieren lassen, in die sexuelle Aktivität absinken. Sofern sie sich in Amerika als Typen geben, folgen sie den gerade hochgespielten Vorstellungen über den „individualistischen" Studenten, als echte Individuen kann man diese mehr oder weniger geistlosen und schablonenhaften Leute schlechterdings nicht bezeichnen.

Helmut Schön

Sehr geehrte Herren, zu der Replik Hosskirchs auf Frank Bergers ‚Die Große Langeweile' in Nr. 6 des DISKUS möchte ich folgendes anmerken:

Wenn Herr Hosskirch schon nicht umhin kann, zu nörgeln, dann soll er wenigstens statt dummen Unsinns vernünftige Argumente vorbringen. Er beißt in den ‚alten sauren Apfel' seines unmöglichen Stils, weil ihm ‚die süßen Früchte' einer fundierten Gegenposition offensichtlich fehlen. Es ist evident, daß Herr Hosskirch vor nicht allzulanger Zeit einem Hungerödem gerade noch entkommen ist, wahrscheinlich zu der Zeit, als es weder ‚Kanonen' noch ‚Butter' gab und er froh war, ein ‚Eintopfessen' zu bekommen, da der ‚Sonntagsbraten' sich seinem Zugriff entzogen hat. Und überhaupt: ‚Fressenszeit', ‚Milch', ‚Honig' etc. sind zwar sicherlich gute Argumente gegen den Speisezettel der Mensa oder einer Kantine, verbieten sich jedoch, wenn eine Replik nicht in die Beschränktheit ihres Schreiberlings offenbaren soll. Im Grunde geht die Replik am anvisierten Gegenstand vorbei; Frank Bergers Aufsatz ist, trotz seiner Schwächen, um ein vielfaches besser. Der Gipfel der Stilschwächen ist wohl dort erklommen, wo Herr Clemens Hosskirch die Kremlprominenz als **Damen** bezeichnet, anderes kann aus dem Anfang des vierten Absatzes nicht herausgelesen werden; es müßte heißen: „. . . etwa **denen** der Kremlprominenz!

Aber was solls, Hosskirch stümpert, das ist klar. Der geheime Verführer seines Stils ist eine totale Unfähigkeit, zu sagen was er denkt, und zwar richtig, vielleicht aus dem Grunde, weil er gar nicht zu denken in der Lage ist. Der Stil verrät.

Helmut A. Gräber, Darmstadt

DISKUS FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

Erscheint monatlich außer März und September.
Herausgeber: Norbert Ely, Alexander Gockel, Peter Milger, Peter Schafmeister, Hans-Walter Siebert.
Redaktion: Alexander Gockel (Kulturpolitik), i. V. Klaus Scheunemann (Politik), Wolfgang Vogel (Ausland), Ror Wolf (Feuilleton), Peter H. Schröder (Mitarbeiter), Reiner Diederich (Mitarbeiter).
Verlagsleiter: Hans-Walter Siebert, Redaktionsgeschäftsführer: Klaus Scheunemann, Vertrieb: Siegfried Bartels.
Anzeigenredaktion: Wolf Calebow. Zur Zeit gilt Preisliste Nr. 5a vom 30. November 1961.
Anschrift der Zeitung: 6 Frankfurt am Main, Mertonstraße 26—28, Telefon 77 06 43 188.
Konten der Zeitung: Deutsche Bank Nr. 240 964 (Anzeigenredaktion). Dresdner Bank Nr. 121 210. Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30 158. Commerzbank Nr. 42 197 (Vertrieb).
Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialien gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion. Alle abgedruckten Beiträge sind Eigentum des DISKUS. Nachdruck — auch auszugsweise — nur mit Erlaubnis der Redaktion.
Der DISKUS ist das Nachrichtenblatt der „Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e. V."; auf die redaktionelle Gestaltung der Zeitung hat die Vereinigung keinen Einfluß. Abonnements zum Preis von DM 6,— jährlich (Studenten DM 3,—) nimmt der Vertriebsbeauftragte, Adresse wie oben, jederzeit entgegen.
Druck: Graphische Werkstätte Offenbach, Offenbach am Main, Schäferstraße 12, Telefon 8 15 18.

Foto: HOR ZU

Demokratie - ja oder nein

Bekenntnisse zur Demokratie gibt es in der Bundesrepublik so viele und von so einflußreichen Politikern, daß es kaum geboten scheint, auch nur den leisesten Zweifel solchen Aussprüchen gegenüber zu hegen.

Bei uns grassiert die Meinung, die Demokratie hinge hauptsächlich von der Gesinnung einzelner Personen ab, von der Einstellung eines Herrn Dr. Adenauer oder eines Herrn Strauß. Es sei eine Frage des Charakters herrschender Persönlichkeiten, wie Macht ausgeübt werde.

Der Begriff Demokratie bezieht sich nun aber nicht auf die Herrschenden sondern die Beherrschten. Die Beherrschten werden als Herrschende angenommen. Sie sind es, die die Ausübung der Macht bestimmen sollen. Ihr Verhalten ist das Kriterium für die demokratische Struktur eines Staates. Repräsentiert wird es von den frei gewählten Abgeordneten. Das Verhalten der Bürger der Bundesrepublik vertreten die Bundestagsabgeordneten. Versagen sie, betrifft das unmittelbar unsere Demokratie.

Geht die Macht nicht mehr vom Parlament sondern von der Regierung aus, gibt der Abgeordnete seine Verantwortung dem Wähler gegenüber an den Kanzler und seine Minister ab, besteht für den Wähler nur noch die Alternative zwischen verschiedenen Regierenden und nicht mehr zwischen von ihm Abzuordnenden. Dann wären wir wieder einmal soweit, daß man auf der einen Seite nichts als herrscht und auf der anderen Seite nichts als beherrscht wird. Und das ist Diktatur.

Abgeordnete, die sich zu Funktionären einer Regierung degradieren lassen, verraten damit die Demokratie. Sie sind von den Wählern abgeordnet, um die Regierung zu kontrollieren und nicht von der Regierung, um die Wähler unter Kontrolle zu halten.

Eine Demokratie geht von der Autonomie des Wählers aus und nicht von der Regierung des Staates.

Und der Abgeordnete ist es, der gegenüber der Regierung für die Autonomie des Wählers einzustehen hat, dessen Macht repräsentiert. Die Demokratie hängt also nicht von dem Willen eines Bundeskanzlers und seiner Minister ab, sondern von den Abgeordneten der Wähler. Der Abgeordnete ist vom Wähler dafür verantwortlich zu machen, wer regiert und wie regiert wird.

Bestimmt nun aber die Regierung die Abgeordneten und über die Abgeordneten auch die Wähler (ob trotz formal freier Wahlen oder durch Abschaffung derselben), so würde das in unserem Staat bedeuten, daß für die Autonomie des Wählers die des Kanzlers eingesetzt wäre.

Ein Symptom dafür ist der Kult, den man gegen und für die Person des Kanzlers treibt. Seine Politik nimmt man ihm persönlich wohl oder übel, um sich nicht auf die Verhältnisse besinnen zu müssen, die man mitbestimmt und für die man soweit mitverantwortlich ist. Und indem man ihn immer nur persönlich verherrlicht oder angreift, reduziert man die Politik des Bundeskanzlers zu einer Privatangelegenheit des Herrn [illegible] Konrad Adenauer, man tut so, als ob von der Politik des Bundeskanzlers lediglich das persönliche Wohlergehen eines Dr. Adenauer abhinge. So lassen seine politischen Freunde, um ihn nicht persönlich zu kränken, ihn sogar das Ende seiner Regierung selbst bestimmen.

Immerhin hat die Koalition der CDU mit der FDP doch eins eingebracht: man verbindet die Politik der Bundesregierung nicht mehr so vorbehaltlos mit der Person des Kanzlers und faßt eine Kritik nicht mehr so unbedingt als eine persönliche Beleidigung des Herrn Dr. Adenauer auf.

Gerade der Persönlichkeitskult ist es, von dem wir uns allzuleicht über unsere eigene objektive Situation hinwegtäuschen lassen. Im letzten Wahlkampf täuschten alle Parteien den Wähler auf diese Weise, wo sie nur konnten. Die CDU hatte so die früheren Wahlen gewonnen, nun wollten es alle anderen ebenso versuchen. Alle wollten den Wählern primär ein Idol der Massen zur Wahl anbieten und erst in zweiter Linie einen fähigen Politiker.

Nehmen wir an, es wäre Brandt gelungen, das zu werden, wozu man ihn machen wollte, wir hätten statt zwei weiterer Jahre Adenauer nunmehr solange Brandt vor uns, bis diesem persönlich eingefallen wäre, zurückzutreten. Vielen erscheint die Kanzlerautonomie offensichtlich erst dann bedenklich, wenn man statt Brandt Strauß einsetzt, nur weil Strauß in dem Ruf steht, rigoroser vorzugehen als Brandt. Die Fibagaffäre läßt einiges vermuten. Abgeordnete der Wähler wurden beauftragt, dem Wähler Klarheit darüber zu verschaffen. Es ging und geht um die Frage, ob die vom Bundestag über den Bundeskanzler einem Minister übertragene Macht mißbraucht worden ist oder nicht. 224 Bundestagsabgeordnete wollten, daß die Untersuchung allgemein als abgeschlossen angesehen werde und das Ergebnis den Bundesverteidigungsminister Strauß rehabilitiere. Sie lehnten es ab, genauer informiert zu werden. Sie wollten, daß der Staat sich mit der Art und Weise, wie der Bundesverteidigungsminister mit Macht umzugehen beliebt, identifiziere. Sie wollten diese Handlungsweise als unserer staatlichen Ordnung entsprechend anerkannt wissen. Man wußte und weiß zwar nicht genau, womit alle Wähler der Bundesrepublik sich identifizieren sollen, man verlangte die Identifikation aber, um nicht der Ulbrichtdiktatur Vorschub zu leisten.

Die Frage ist nun: was leistet einer Diktatur Vorschub?

Indem wir auf zuverlässiger und exakter Information bestehen, um zu wissen, in was für einem Staat wir leben und welche Zustände wir dadurch anerkennen, oder wenn wir nicht wahrhaben wollen, was wir zu verantworten haben? Wodurch distanzieren wir uns eigentlich von einer Diktatur wie der des Herrn Ulbricht? Indem wir die Praktiken des Herrn Strauß vorbehaltlos gutheißen?

Herr Ulbricht verbietet sich jede Kritik, weil sie dem Kapitalismus helfe, Herr Strauß sieht in jeder gegen ihn gerichteten Kritik eine Hilfe für den Kommunismus des Herrn Ulbricht (siehe unter anderem das Interview mit der „Welt am Sonntag" vom 1. Juli 1962).

Beide wenden sich gegen Kritik im eigenen Staat, beide mit dem Hinweis auf eine Bedrohung ihres Staates von außen.

Man wird wahrscheinlich empört entgegnen, Herr Strauß sei nicht Herr Ulbricht, und die Bedrohungen wären auch nicht dieselben. Niemand wird das behaupten wollen.

Worin aber läge denn der prinzipielle Unterschied der Argumente, mit denen man diesseits und jenseits der Elbe Kritik abwehrt, mit Hilfe derer man hüben wie drüben sich weigert, die Öffentlichkeit möglichst objektiv und eingehend zu informieren? Wir brauchen die Information nicht, um jemand persönlich demütigen oder dessen individuelle Intelligenz verherrlichen zu können, sondern um in der Lage zu sein, die eigene Situation selbst zu beurteilen, im konkreten Fall Fibag eben auch die Handlungsweise unseres Bundesverteidigungsministers. Verzichten wir darauf, haben wir allerdings die Frage, Demokratie ja oder nein, eindeutig beantwortet.

Siegfried Bartels

Thielickes Tiraden

Daß der Hamburger Theologieprofessor Thielicke „offene Worte zu den bewegenden Fragen der Gegenwart nicht scheut", ist bekannt. Als Uwe Seeler ins Ausland abwandern wollte, schrieb Thielicke einen beschwörenden offenen Brief. Und als er kein Dienstmädchen mehr bekam, forderte er die Wiedereinführung des Dienstjahrs für Mädchen. Ganz allgemein sorgt er sich um die deutsche Jugend, der es an Leitbildern und Idealen mangelt, für die sie sich einsetzen kann. „Gesunder Instinkt", „Einsatzbereitschaft" und „Wille zum Dienen" sind vorhanden, posaunte er am Tag der deutschen Einheit im Bundeshaus, nun kommt es darauf an, daß „die Verantwortlichen" diese jugendlichen Instinkte „auf gesunde und schöpferische Art in Anspruch nehmen". So soll im politischen Unterricht — der dem Professor „viel zu aufklärerisch" ist, weil er nur formale Kenntnisse über die Demokratie vermittelt, obwohl er deshalb gerade nicht aufklärerisch ist, sondern reale Machtverhältnisse verschleiert — soll also wieder „Liebe zum Vaterland" gelehrt werden. Sie sei es gewesen, die den „Gefallenen der beiden letzten Kriege" die „Kraft zu ihrem Opfer" gab. Daß es ein falsches Opfer war und als Beispiel hier fatal wirkt, wenn auch erhellend, stört den Professor nicht. Der Vaterlandsbegriff ist ja wie das Deutschlandlied nur „mißbraucht" worden und ein kleiner Dreh genügt zur Wiederherstellung seiner Unschuld.

Mannhaft setzt sich Thielicke dafür ein, daß wir uns von „eingetrichterten Komplexen" und „neurotischen Bindungen an die jüngste Vergangenheit" freimachen. Selbst gegenüber der Nationalflagge hemmen uns Komplexe, „denn auch mit dieser Art Textilien hat der Nationalsozialismus Schindluder getrieben". Thielicke jedoch spricht ohne Komplexe von „Sprachregelungen", die in der Bundesrepublik das „beglückende, umfassende Wir" nicht hochkommen lassen zugunsten egoistischer Gruppeninteressen. Ist es nicht beschämend, fragt er, „wenn die Sozialpartner im Schatten der Mauer um Tarifprobleme feilschen" statt wie Thielicke über die „Schicksalsfragen unseres Volkes" zu schwafeln? Ist es nicht beschämend, „daß es nur Herrn Chruschtschow zu gelingen scheint, uns in eine besinnliche Stimmung zu versetzen"? Nein, nein — Thielicke gelingt es auch.

Wie besinnlich wird doch die Stimmung, wenn er von der deutschen Einheit als „Herzenssache" redet, für die unser „Herz schlägt", denn mit dem Verstand oder gar mit Politik hat das alles nichts mehr zu tun, nur mit dem Herzen. Aber dann schimpft der Professor auf die „Wohlstandsvöllerei". Wes der Mund voll ist, des läuft eben das Herz über. Vom „Großen und Ganzen" kündet er, das angeblich diejenigen verraten, die „nur an ihr eigenes Stücklein im Sozialkuchen denken", als ob mit dem „Großen und Ganzen" nicht stets die Kleinen um ihr Stücklein betrogen worden wären. Dazu paßt auch Thielickes Kalenderspruch: „Freiheit heißt nicht, daß wir tun können, was wir wollen, sondern daß wir werden dürfen, was wir sollen", heißt mit anderen Worten, daß wir uns fügen, wie es himmlisch oder irdisch bestimmt ist. Voll gesundem Instinkt, Opferbereitschaft, Einsatzfreude und herzhaftem Willen zum Dienen. Vor allem ohne Komplexe.

Nun gibt es aber — die deutsche Jugend hüte sich vor ihnen — „gewisse Nonkonformisten, die sich in einem blinden kollektiven Selbsthaß verzehren und alles, was wir haben und sein möchten, zerreden und vermiesen". Sie sind schuld, daß hierzulande manches mies ist. Denn sie machen alles mies. Sie verzehren sich in blindem Selbsthaß, wenn sie den Thielicke nicht mögen. Sie zerreden, was wir gerne sein möchten. Etwa ein großer Redner. Der am Tag der deutschen Einheit sagt: **„Eine Gedenkstunde kann nur dann unter die Haut gehen, wenn sie mehr ist als eine Sentimentalität".**

Reiner Diederich

Die geheimen Verführer

Eine verspätete Rezension

Die geheime Verführung — der Werbung unkontrollierbares Auslöffeln von jedermanns Unbewußtem — „ans Licht" gebracht und in flagranti ertappt zu haben, ist ein Verdienst der amerikanischen Publizistik.

Das Buch von Vance Packard: Die geheimen Verführer — der Griff nach dem Unbewußten in jedermann (Econ-Verlag, Düsseldorf 1958, 320 Seiten) war vor fünf Jahren „Sensation und Signal" (Karl Korn) — seine potentielle Bedrohung des Reklamewesens war gleich beim Erscheinen evident. Die epidemisch sich verbreitende Sage, die Werbung schlachte verdrängte infantile Wünsche aus und manipuliere das Konsumverhalten der Menschen, machte mißtrauisch — gerade, weil sie noch Gerücht, noch nicht konturiert war. Daß die konkreten Erkenntnisse, hinter denen man anfangs noch esoterische Wissenschaft vermutete, sich so geschwind popularisierten, war den Apologeten der angeblich freien Marktwirtschaft willkommener Ansatz zur Kritik. Es sei mit diesen „Entdeckungen", wie mit allen, die so rasch Allgemeingut werden: sie zielten an der Sache vorbei und ignorierten die Tatsache, daß Werbung in der freien Wirtschaft notwendig sei — selbst in der Form einer „unterschwelligen", nicht abwehrbaren Werbung. Sie sei das einzige Mittel, immer neue Bedürfnisse zu wecken und so die Produktion in Gang zu halten. Allerdings ist ja die Prämisse der freien Marktwirtschaft austauschbar — ist eine Wirtschaft nicht dem Produktions- und Konsumprogreß auf Gedeih und Verderb verknüpft, so reicht ihr eine klassisch-quantitative Marktforschung und rein informative Reklame aus. Die Motivforschung hingegen entdeckte: Die rational zugängliche, „zweckmäßige" Seite der Produkte, ist dem Verbraucher nicht persönlichkeitsnah, die „dingliche Welt" ist seinem „Menschsein" fremd, sie befriedigt sein Bedürfnis nach Glück nur bedingt. Unstillbar sind die infantilen, von der bewußten Person verdrängten Wünsche und allgemeine, persönlichkeitsnahe, sexuelle und soziale Triebe. Befriedigung dieser Wünsche will „mitgekauft" werden, das materielle Erzeugnis hat Reiz, wenn es sich mit einem „Image" koppeit. So ermöglicht das Tanken eines bestimmten Markenbenzins die Identifikation mit dem „großen Fahrer": Autofahrer, Rennfahrer, Frauenfahrer. L-Benzin mit Zuck-Effekt macht zum Herrn von Welt etc.

Weitgehend arbeitet die Motivforschung im Freudschen Modell, spricht von Wunsch nach oraler Befriedigung, Vater-Mutter-Imago, Fixierung, Projektion, Symbol. Dem wissenschaftlichen Freudianer ist diese Terminologie bei Packard und vielen „Meinungsformern" Salat. Wo der Angelbegriff „unbewußt" nicht nur mit „unterbewußt" vermischt, sondern auch gegen „bewußt" nicht abgegrenzt wird, macht sie sich auch dem Laien unnötig verdächtig. Aber wissenschaftliche Akkuratesse ist nicht mehr die Aufgabe des Publizisten. Allenfalls kann von ihm erwartet werden, daß er sein Thema im gesellschaftlichen Zusammenhang sieht.

Triebe und infantile Wünsche sind nun allerdings tatsächlich wesentliche Antriebe des Einzelnen. Ihre Dynamik von eigentlich gemeinten „Niederen", „Primitiven", abzulenken, „empor" zu sublimieren, war der traditionelle, vor allem christliche Ansatz, und auch der Sigmund Freuds, des Paten der Motivforschung. Für Sublimierung denken wir heute Frustration und sehen als Frucht nicht nur „Vergeistigung und höheren Sinn" sondern Aggresivität, als Ersatz für Honigmund und Coitus außer Metaphysik noch Totalitarismus und Krieg. Deshalb ist es schön, daß an jedermanns Unbewußtes appelliert wird, daß die Industrie zur allgemeinen Befriedung aufruft. Was nicht schön ist: Befriedigung der großen Sehnsucht nach Glück ist gar nicht gemeint. Sie wird zersplittert in unzählige Miniaturbetriebe, zu deren Besänftigung dann die zahllosen Glücksartikel und Identifizierungsimagos angeboten werden. Also nicht Glück will man, sondern Vermittlung, Abhängigkeit, den Hebel für Manipulation. So haben die Zügelhalter der freien Wirtschaft das Doppelte erreicht: den Einzelnen von politischer Beteiligung abgelenkt — ihm überhaupt den Blick für Zusammenhänge getrübt oder auf Ferrariformen und Bocciakugeln abgewinkelt — und seine gesamte Aktivität auf den unendlichen Konsum gerichtet.

Von all dem so Bekannten weiß Packard nichts. Da er über die Prämisse „Marktwirtschaft" nicht reflektiert, ist seine Kritik vorwiegend „moralisch" und bleibt im Detail: Um Übertreibungen zu verhindern, solle „ein Ehrenkodex für das Verhalten moralisch verantwortungsbewußter Meinungsformer" (Seite 308) aufgestellt werden.

Das Buch bleibt hinter den Einsichten der Psychologie und Soziologie weit zurück. Es ist für Laien flüssig zu lesen, ungeheuer beispielreich, „informativ".

Rainer Scheunemann

Individualität als Ware

Reflexionen auf einen Werbespruch von Klaus Horn

Nun hat sich also mit der „Individualität", die jetzt vom Fließband zu beziehen ist, das mögliche Warenangebot geschlossen. Das war seit längerer Zeit nur noch besonders Altmodischen verborgen. Nunmehr aber kann es jedermann lesen: „Ein Radio — das perfekte Instrument für den Individualisten!"

Lange schon werden Produkte mittels der Eitelkeit einer Irgendetwas-Seins verkauft, auf dem Umweg übers Unbewußte. Der Prestige- und Statuskonsum ist jedoch unserem Spruch gegenüber bereits ein altmodischer Begriff.

Interessant ist, daß hier eine Ware mit Hilfe einer anderen angeboten wird, die für die meisten paradoxerweiser nur noch als Ware, nicht mehr über eigene Erfahrung und in eigener Auseinandersetzung zu erlangen ist. Wohlvertraut mit dem Mangel, verspricht man, dem Menschen Einzigartigkeit, Individualität zu verleihen, wenn er nur fleißig Radio hören wollte. Weil heute alles Individuelle, durch die auf Quantität, auf Wiederholbarkeit von technischen Vorgängen begründete Reproduktion der Gesellschaft tendenziell in Frage gestellt werden muß, damit alles weiterfunktioniert, versucht die Industrie geschäftstüchtig, den Schaden auch gleich zu reparieren, dem Scheine nach jedenfalls, indem sie „Individualität" auf den Markt bringt — in Form eines bestimmten Radios.

Mehr denn je werden die Menschen heute von der Gesellschaft irrational in Anspruch genommen, weil keiner mehr das Ganze übersieht. Um sich die Widersprüche zu erklären, zuerst aber den zwischen den eigenen unerfüllten Ansprüchen ans Leben und den Forderungen, die unsere gegenwärtige Gesellschaft an den Einzelnen stellen muß, wird auf den Aberglauben, auf Vorurteil und Projektion zurückgegriffen. Diese Praxis aber ist mit der Vorstellung von einem Ich, vom Individuum, dem Unteilbaren, nicht ohne weiteres vereinbar. Insgeheim wird diese Ohnmacht gespürt. Darauf spekuliert solch ein Werbespruch wie der zitierte. Denn je ohnmächtiger einer ist, desto lieber greift er nach der starken Hand, die die Illusion der Teilhabe an der Macht gewährt. Nichts trägt sich so chic wie das Machtgefühl der imaginären Ganzheit, nichts ist insgeheim so sehr Ziel der Sehnsucht, wie das integre Gefühl, keiner Ergänzung, keiner Korrektur an sich selbst mehr zu bedürfen. Der Mensch will Herr sein über sich und die Welt, selbst wenn die Verfügungsgewalt, wie in unserem Fall, in zwei drehbaren Kunststoffknöpfen sich konzentriert und erschöpft.

In diesem Radioreich singen und sprechen dann die Idole, die ausgehöhlten Symbole des Glücks, mit Hilfe derer der Individualitätskonsument heute seine Identität herstellt. Es verblüfft, wie offen die Werber auf die alte Angst vor dem Verlust des Ich spekulieren, wie sehr sie auf die Angst setzen, sich als Entindividualisierter in einer dadurch auch chaotisch gewordenen Welt sehen zu müssen, ohne Orientierung.

Die drahtgelieferten „Leitbilder" sind immerhin auf mehrere Grundtypen zugeschnitten, wie sich's in einer angeblich pluralistischen Gesellschaft gehört: Das Angebot streut vom senilen Stereotypgreis bis zur von sexueller Energie überschwappenden Siebenmalgeschiedenen. Nicht zu vergessen die Kultur: Das Repertoire reicht vom sadomasochistischen Befürworter der Todesstrafe bis zum zeigefingerwackelnden Aufklärer über die Gefahren des Kommunismus. Heute ist das individuell, morgen jenes; der Wille des Großen Bruders ist den kleinen allemal recht.

Wenn die Sehnsucht nach dem bürgerlichen, vernünftigen, tätigen Ich hier zum großen Geschäft werden soll, beweist das nicht zuletzt, wie wenig den „Individuen" heute „Entscheidungen" überlassen werden. Man muß sich den Widersinn wirklich einmal ernsthaft vor Augen halten: Als ob das Radio mit jenen „Matrizen", die's von der Welt liefert, an die Stelle der Auseinandersetzung mit der Welt treten könne, durch die jeder sich einst individuierte. Als ob visuelle oder akustische Vorbildlieferung in der Tat „echten Ersatz" für eigene, ganz spezifische Arbeit abgeben könne.

Die Instanz, die die „Entscheidung" fällen soll, das Ich, wird ja als Rolle erst heteronom geliefert und ist auswechselbar. Nicht einmal die Werbung setzt es in unserem Spruch noch voraus. Wir wissen, wie sehr die um den flotten Absatz Besorgten das Ich umgehen müssen, als letzte Instanz gegen die Unvernunft. Hier manifestiert sich ein grundsätzlicher Widerspruch unserer heutigen Gesellschaft: Um die Weltanarchie oder gar den Weltuntergang zu verhindern, braucht es denkender Individuen, diese sind aber zugleich unter den gegenwärtigen gesellschaftlichen Bedingungen in Ost und West der Sand im Getriebe. Eben weil sie denken, funktionieren sie nicht reflektorisch auf Knopfdruck.

Wird Individualität so zur Ware deklassiert, dann ist die Entscheidung zur „outer-directed"-Entscheidung geworden. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß das Bild des Menschen, der durchs Radio zu sich selbst kommen soll, nur zu gut in den Rahmen passen will, der durch das Syndrom der autoritätsgebundenen Persönlichkeit abgesteckt ist. Die Werbung nimmt hier kein Blatt mehr vor den Mund. Das schwache Ich sucht sich seine Stützen in der Konvention und ist selbst das Konventionellste; es paßt seine Existenz reibungslos der totalitären Mode an, starr und dynamisch zugleich. Diese Leute haben anderen die Haut in den Konzentrationslagern vom lebendigen Leib geschunden ohne mit der Wimper zu zucken und dann im trauten Heim um einen gestorbenen Kanarienvogel tagelang geweint. Individuen? Alle bösen Utopien fallen einem ein, die schon gar keine so fernen mehr sind. „Individualist" wird hier in der Tat zur höhnischen, Herrschaft kaschierenden Phrase. Schon bei Comte, einem der Väter unserer Gegenwartsgesellschaft, heißt es, daß der Einzelne nur Funktionär sein müsse, den man ständig an seine moralische Pflicht zu erinnern habe, ausschließlich fürs Ganze da zu sein. Schon bei Comte wurde alles, was dem System inadäquat war, entweder ausgemerzt oder durch Kunstkniffe in die sich nach bloß naturwissenschaftlichen Gesetzmäßigkeiten entwickelnde Gesellschaft integriert, auf einen Nenner gebracht, disqualifiziert. Die Utopie eines Gleichgewichts zwischen individuellem Glück und allgemeiner Wohlfahrt, das dem Besondern seine Autonomie läßt und das Allgemeine doch nicht dem Chaos ausliefert, war bereits aufgegeben, noch ehe der Realisierungsversuch des Liberalismus richtig begonnen hatte. Nach dessen Scheitern wird die „invisible hand" um so leichter zur sublimen Peitsche des Großen Ford aus der Brave New World.

Da haben wir's wieder: Einer, der Experimente machen will, der kritisiert. Jedem Einspruch wird heute zu recht entweder der reaktionäre Restaurationsversuch vorgeworfen oder aber man kastriert Kritik so: Jede illusionszerstörende Einsicht wird ignoriert oder gar verboten, wenn nicht an Stelle dann zurückgelassenen Ruine vom Meckerer sogleich ein besseres und stabileres Gebäude errichtet wird. Diese Leute verlangen allen Ernstes, jeder Musikkritiker müsse selbst die besten Stücke schreiben können. Dann gäbe es bald keine Kritiker mehr. Und das ist genau die Absicht dieser autoritativen Forderung nach „positiver" Kritik, die den Tod jeder Demokratie, wird sie erfüllt, nach sich ziehen muß.

In unserem Spruch wird also, wie weiland bei unseren Jägervorfahren, der Mammut an die Höhlenwand gemalt, man glaubt durchs bloße Wort Individualität bannen zu können. Jene erfuhren aber noch, daß sie nur nachahmten. Die Reflexion auf diese Differenz ist heute im Schwinden begriffen, deswegen steht die Sprache, der Begriff, der Realität immer ohnmächtiger gegenüber.

Dem Verlangen der Menschen nach ihrem Selbst, nach dem Glück, wird hier ein Wechselbalg untergeschoben. Denn die Assimilation findet andersherum statt als versprochen; die solcherart erzeugten Individuen herrschen nicht, sondern sie werden beherrscht. So wird heute, wo die Erfahrung der Individualität, die des integrierten Menschen nur selten noch gemacht werden kann, — denn mit solchen qualitativ verschiedenen und deswegen unberechenbaren Menschen funktionierte der Produktions-Konsumtionsmechanismus in gegebener Form nicht —, die geheime Sehnsucht nach individueller Integrität zum Kassenschlager; es bleibt nichts mehr, was nicht verkauft werden könnte. Ist erst die Individualität über die Massenmedien verteilbar, wird sie von der Qualität zur bloßen Quantität und läßt sich als Anpassung geradeso geduldig in Skalen messen. Es gibt dann Individuellere und Individuellste; Eichmann zählte sicher zu den Letzteren.

Der Begriff der Individualität ist im Werbespruch umgemünzt worden. Integration bedeutet nicht mehr die des Individuums, sondern die der Gesellschaft, der sich die Einzelnen unterwerfen, aufopfern sollen. Wer seine Individualität von den Massenmedien bezieht, ist aller Sorgen ledig, er wird funktionieren; in ihrer Unbestimmtheit sind die „Leitbilder" alle aufeinander abgestimmt. Das ist ihre Stärke. Zwischen den star-gesungenen Versprechen auf ewiges Glück zu zweit und der eindringlichen Warnung zum Maßhalten reimt sich nicht alles. Es ist einer von vielen Widersprüchen im Programm des „Instruments", dessen Reflexion dem „Individuum" nicht überlassen wird. Deswegen werden die Sündenböcke, die angeblich an der Disharmonie Schuldigen, die den unbewußten seelischen Ausgleich garantieren müssen, gleich stereotyp als Vorurteile mitgeliefert. Bei einer kritischen Analyse dagegen käme man nicht nur der Falschspielerei der Werbung, sondern dem irrationalen gesellschaftlichen Zustand überhaupt auf die Spur. Wie aber dann den Leuten noch das Drittradio fürs Badezimmer verkaufen?

Studienbeihilfen

für den technischen und wissenschaftlichen Nachwuchs der Bundeswehr und Bundeswehrverwaltung

Der Bundesminister der Verteidigung gewährt zur Förderung geeigneten technischen und wissenschaftlichen Nachwuchses Studienbeihilfen.

1. **Welcher Personenkreis kann Studienbeihilfen erhalten?**

Studierende an
Technischen Hochschulen
Universitäten
Medizinischen Akademien und
Musikhochschulen.

Bei der Studienförderung werden folgende Fachgebiete berücksichtigt:

Bundeswehrverwaltung

A. Beamtenlaufbahn für den höheren technischen Dienst —

Fachrichtung Wehrtechnik:
I. Maschinenbau
Fachgruppen:
a) Waffenbau
b) Kraftfahrwesen
c) Schiffsmaschinenbau und Schiffbau
d) Flugtriebwerkbau
II. Elektrotechnik
Fachgruppe:
Fernmeldetechnik und Elektronik
III. Feinwerktechnik und Optik
IV. Flugzeugbau

B. Beamtenlaufbahn für den höheren Wetterdienst:

Meteorologie
Geophysik
Physik

Bundeswehr

A. Offizierlaufbahn für technische Verwendung im Truppendienst:

Allgemeiner Maschinenbau
Schiffbau und Schiffsmaschinenbau
Flugzeugbau (Aerodynamik, Triebwerke und Ausrüstung)
Kraftfahrzeugtechnik
Allgemeine Elektrotechnik (Fernmeldetechnik bzw. Starkstromtechnik)
Hochfrequenztechnik
Bauingenieurwesen
Chemie

B. Offizierlaufbahn des Sanitätsdienstes:

Medizin
Pharmazie

C. Offizierlaufbahn des Militärmusikdienstes:

Musikstudium für Dirigenten

2. **Welche Voraussetzungen müssen erfüllt sein?**

Deutsche Staatsangehörigkeit,
Ableistung des Grundwehrdienstes (Ausnahmen sind möglich),
Nachweis der Vorbildung für die Aufnahme eines Studiums bzw. Vorlage von Zeugnissen über bisherigen Studienerfolg,
Abgabe einer Verpflichtungserklärung, nach Abschluß des Studiums als Soldat oder Beamter in der Bundeswehr oder Bundeswehrverwaltung mindestens 8 Jahre Dienst zu leisten. Auf diese Mindestzeit wird bei Ärzten die Medizinal-Assistentenzeit, bei Apothekern das Kandidatenjahr angerechnet.

3. **Wann setzt die Studienförderung ein?**

Mit Beginn des Studiums.
Wird die Studienbeihilfe im Verlauf des Studiums beantragt:
Mit Beginn des Semesters, in dem der Antrag eingeht.

4. **Wie lange wird die Studienbeihilfe gewährt?**

Bis zum Ende der für die Hochschulausbildung vorgeschriebenen Mindestzeit, einschließlich der üblichen Prüfungszeit. Die Studienbeihilfe kann über diese Zeit hinaus gewährt werden, wenn sie für eine gründliche Ausbildung nicht ausreicht.

5. **Woraus besteht die Studienbeihilfe?**

a) 150,— DM Unterhaltsbeitrag je Monat im ersten und zweiten Semester, 175,— DM ab drittem Semester. Der Unterhaltsbeitrag wird auch während der Semesterferien gezahlt. Er erhöht sich auf 225, —DM im ersten und zweiten Semester und auf 260,— DM ab drittem Semester, wenn die besuchte Hochschule nicht am ständigen Wohnsitz des Studierenden liegt. Der erhöhte Betrag wird in den Semesterferien weitergezahlt, wenn das Studium am bisherigen Studienort fortgesetzt wird.

b) bis zu 200,— DM Studiengebühren pro Semester.

c) 150,— DM Zuschuß für Lernmittel pro Semester. Bei teilweiser oder vollständiger Lernmittelfreiheit ermäßigt sich dieser Betrag; er unterschreitet jedoch nicht 100,— DM pro Semester.

6. **Wie werden Studierende, die eine Studienbeihilfe erhalten haben, nach Abschluß ihres Studiums eingestellt?**

In der Bundeswehrverwaltung:
als Regierungsbaureferendare (Laufbahn des höheren technischen Dienstes)
als Wetterdienstreferendare (Laufbahn des höheren Wetterdienstes)

In der Bundeswehr:
als Hauptleute (Truppendienst)
als Stabsärzte bzw.
Stabsapotheker (Sanitätsdienst)
als Oberleutnante (Militärmusikdienst)

7. **Wohin sind Anträge auf Gewährung einer Studienbeihilfe zu richten?**

Bei Verwendung in der Bundeswehr: An das Kommando der Freiwilligenannahme der Bundeswehr, Köln 1, Richartzstraße 2, Postfach 988.

Bei Verwendung in der Bundeswehrverwaltung:

A) Höherer technischer Dienst:
An das Bundesamt für Wehrtechnik und Beschaffung, Koblenz, Am Rhein 2–6.

B) Höherer Wetterdienst:
An den Bundesminister der Verteidigung, Bonn, Ermekeilstr. 27.

Einzelheiten über Laufbahnen, Verwendung, Aufstiegsmöglichkeiten, Besoldung usw. erfahren Sie aus den einschlägigen Merkblättern.

Anforderungen richten Sie bitte an die oben genannten Anschriften.

die 'konservative' Revolution

1

Man mag die Wirksamkeit des Geistes in der Geschichte hoch oder gering veranschlagen – kein Staatswesen kann auf die Dauer in einem Raum geistiger Isolierung existieren. Am ideellen Vakuum, das sie vom Tage ihrer improvisierten Gründung an umgab, ist die Weimarer Republik ebenso zugrunde gegangen wie an politischen oder wirtschaftlichen Faktoren. Ins Leben gerufen zu einer Zeit, da der deutsche Geist in einer vehementen romantischen Rückwärtsbewegung sich aufmachte, die zweihundert Jahre europäischer Entwicklung seit der Aufklärung zu verdrängen, war das Verhältnis der geistigen Schichten zu ihr vorwiegend feindselig oder doch beziehungslos. Selbst in den besten Jahren dieser Republik glaubten ihr nur die wenigsten, daß sie mehr als eine Zwischenlösung oder gar ein Gebilde von Dauer und Bestand sei. In den Massen, die am Abend des 30. Januar 1933 Hitler auf dem Balkon der Reichskanzlei zujubelten, war allzu lange die Erwartung vom Anbruch einer neuen Zeit genährt worden, als daß sie nicht bereit gewesen wären, dies dafür zu nehmen; die Erwartung eben des „Dritten Reiches", das ein Mythos und eine Verheißung war, längst bevor die Nationalsozialisten sich des Wortes bemächtigt hatten.

I.

Man hat jene große, romantische Gegenbewegung, die das geistige Klima in Deutschland während der Jahre von 1918 bis 1933 weitgehend bestimmte, zusammenfassend die „Konservative Revolution" genannt. Der Begriff selbst war ins öffentliche Bewußtsein gelangt auf Grund einer Rede, die Hugo von Hofmannsthal über „Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation" gehalten hatte. Hofmannsthal hatte darin geäußert:

Der Prozeß, von dem ich rede, ist nichts anderes als eine konservative Revolution von einem Umfange, wie die europäische Geschichte ihn nicht kennt; eine Revolution, welche das Bestreben nach immer mehr Freiheit ablöst, nach neuen Bindungen strebt.

Diesem Wort zufolge kann man die Konservative Revolution, wie sie in den zwanziger Jahren in einer Unzahl von kleinen und kleinsten Gruppen hervorgetreten ist, eine Erneuerungsbewegung nennen, die durch revolutionären Umsturz eine auf überkommenen nationalen Werten und Bindungen beruhende Lebensordnung durchsetzen will.

II.

Die Wurzeln dieser Bewegung liegen noch in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. Ihr Ausgangspunkt ist das Gefühl einer bis an die Grundfesten rührenden Erschütterung aller Lebensbereiche. In dem selbstgewissen Weltbild des 19. Jahrhunderts mit seinem Optimismus, seinem Glauben an einen naturnotwendigen Fortschritt, an Humanität, Demokratie, Sicherheit und Freiheit erblickte eine jüngere Generation nichts anderes als das ideologische Schwindelwerk einer eitlen, lügenhaften und großsprecherischen Epoche. Sie war der Überzeugung, einem gewaltigen Zusammenbruch aller moralischen Leitbilder gegenüberzustehen, wo kein Glaube mehr gerechtfertigt, keine Wahrheit gesichert und Gewißheit eine Sache von Toren war. Umwertung aller Werte – das Wort Nietzsches löste allenthalben die Überzeugung aus, daß die Zeit an einem Wendepunkt gelangt sei, und daß man sie stürzen müsse, da sie doch schon falle. Sein großer, beunruhigender Schatten ist gegenwärtig in allen politisch-kulturellen Auseinandersetzungen der Zeit, und er selbst – wenn auch vergröbert und mit vielfach verfälschten Akzenten – der „Ideensouffleur" jener Erscheinung, die wir die „Konservative Revolution" nennen.

III.

Ist die Bewegung mit Nietzsche das eine große Erlebnis jener Generation, die sich in einem Gefühl der Bodenlosigkeit dem Traum von einer neuen, starken Lebensordnung hingab, so ist der Erste Weltkrieg das andere. Ihren bedeutendsten Sprecher hat sie dabei in Ernst Jünger gefunden, der den Krieg als ein „Stahlbad" gedeutet hat, als ein Fegefeuer, in dem alle Torheiten und Heucheleien des 19. Jahrhunderts verbrannt sind.

Der Krieg ist unser Vater – so heißt es an einer bezeichnenden Stelle seines Werkes –, er hat uns gezeugt im glühenden Schoße der Kampfgräben als ein neues Geschlecht . . . Diese Jugend hat in den furchtbarsten Landschaften der Welt die Erkenntnis erkämpft, daß alte Wege zu Ende gegangen und neue zu beschreiten sind.

Neue Wege – in dem Zusammenbruch, den Nietzsche diagnostisch beschrieben und den der Krieg offenbar gemacht hatte, sahen die Vertreter der Konservativen Revolution das zwangsläufige Ergebnis einer jahrhundertelangen geschichtlichen Fehlentwicklung, die sie – bei allen Unterschieden im einzelnen – rückgängig machen wollen. Als Haupterscheinungen dieser Fehlentwicklung gelten ihnen Bürgertum, Kapitalismus, Liberalismus und Demokratie – folglich geht durch die ganze Bewegung ein antibürgerlicher, antikapitalistischer, antiliberaler und antidemokratischer Zug. Er ist allerdings von stark sentimentalen Antrieben bestimmt. Die Forderung, eine als verfehlt erkannte geschichtliche Situation rückgängig zu machen, nehmen sie dabei ganz buchstäblich: als ein Zurück v o r die Zeit des Bürgertums, des Kapitalismus, der Demokratie, zurück also in eine Vergangenheit, die von Größe verklärt scheint, zurück etwa ins Mittelalter oder gar in germanische Vorzeit, zurück zu ständischen Ordnungen, zum organisch Gewachsenen, zu Volkstum, zu alter deutscher Art und Kunst, zu den Quellen der Nation, zu den ewigen Kräften der Rasse oder wozu immer auch, doch in jedem Falle zurück; damit das Wort des Novalis bestätigend, daß die Gespenster sich einstellten, wo die Götter fehlten, die Mythen, wo die Wahrheit verlorengegangen sei.

IV.

Doch wer all dies über die Konservative Revolution sagt, sagt eigentlich schon zuviel – oder doch Ungenaues. An dieser Stelle gilt es dem möglichen Mißverständnis zu begegnen, als sei die Konservative Revolution eine Art Bewegung mit einem mehr oder weniger umrissenen oder umreißbaren Programm. Nichts wäre irriger. Aus mehreren Gründen indessen müssen wir uns darauf beschränken, nur die großen Hauptlinien herauszuarbeiten: zum einen deshalb, weil die Zielsetzung vieler ihrer Parteigänger auf Grund eines merkwürdig inbrünstigen Verhältnisses zur Sprache und zur Logik im unklaren bleiben – zum anderen aber deshalb, weil „Konservative Revolution" ein erst später aufgekommener Sammelbegriff für eine unübersehbare Zahl von Einzelgängern, von kleinen literarischen Kreisen, geheimen Orden, Zirkeln und Zusammenschlüssen ist, wobei vornehmlich Verlage und Zeitschriften gemeinschaftsbildende Faktoren sind. Im wesentlichen handelt es sich bei ihren Wortführern um einige hundert mehr oder weniger einflußreiche Personen, „die sich meist persönlich kennen und durch vielfältige Gefühle der Anziehung und Abstoßung miteinander verbunden sind" (Mohler). Armin Mohler, der eine Studie über die Konservative Revolution veröffentlicht hat, berichtet, er habe aus einer beschränkten Zahl von Veröffentlichungen ein Verzeichnis der Organisationen angelegt, die zu dieser Bewegung zu rechnen sind und dabei „in kurzer Frist eine Liste mit 430 Namen zusammenbekommen". Der Herkunft nach stammen ihre Anhänger aus allen Klassen, Parteien und Bevölkerungsschichten, wenngleich rechtsgerichtete Bindungen überwiegen. Viele kommen aus der Jugendbewegung, andere aus den antisemitischen Parteien der Vorkriegszeit, wieder andere standen (oder stehen) den Alldeutschen nahe, und neben Anhängern Friedrich Naumanns oder Julius Langbehns finden sich ehemalige Marxisten.

V.

Wie sehr sich alle diese Gruppen unterscheiden, geeint sind sie in ihrer prinzipiellen Feindschaft gegen die Demokratie im allgemeinen und den Weimarer Staat im besonderen. Ihren Auffassungen zugrunde liegt dabei eine idealverklärte Anschauung von „deutscher Volkheit" – so nannte man das damals – und eine ressentimentgeladene Abneigung gegen die als westlerisch, aufklärerisch oder dekadent verabscheute Demokratie. Thomas Mann beispielsweise, der mit seinen – allerdings schon vor der Revolution von 1918 erschienenen und später widerrufenen – „Betrachtungen eines Unpolitischen" ebenfalls zur Konservativen Revolution rechnet, hatte „Demokratisierung die Entdeutschung schlechthin" genannt. August Winnig, ein ehemaliger Sozialdemokrat, sah in der Demokratie eine Entseelung des Lebens", gegen die „volkhaftes deutsches Wesen" sich zur Wehr setzen müsse. Der einflußreiche Soziologe Othmar Spann äußerte: „Wer den Kulturstaat will, wer ein Geistiges vom Staate verlangt, kann nicht mehr Demokrat sein." Edgar Jung, einer der bedeutendsten Theoretiker der Konservativen Revolution, schreibt ein Buch mit dem bezeichnenden Titel „Die Herrschaft der Minderwertigen". Max Hildebert Böhm sieht empört den „Volksleib in formaler Demokratie verzwängt", und für Ernst Jünger bedeutete Demokratie „Verrat und Ohnmacht". Die heftigsten Angriffe kamen jedoch von Oswald Spengler, der einst mit seinem Buchtitel „Der Untergang des Abendlandes" ein resignatives Modestichwort gegeben hatte. „Im Herzen des Volkes ist Weimar gerichtet", heißt es an einer Stelle seines Buches „Preußentum und Sozialismus", „aber man täusche sich nicht: die Revolution (von 1918) ist nicht zu Ende". Sie wird, so meint Spengler, weitergehen, jahrelang, um ihre endgültige Form zu finden, sie wird einen großen Mann hervorbringen und dann einmünden in einen neuen Sozialismus, der preußisch und antimarxistisch zugleich sein werde.

VI.

In diesen Gedankengängen klingen immer wieder eine Sehnsucht, eine Erwartung durch, die wenige Jahre später ihre zutreffendste Formulierung in einem Buchtitel finden sollten, der zum „Schlüsselwort" der Konservativen Revolution geworden ist: Moeller van den Brucks „Das Dritte Reich".

Das Wort selbst war nicht Moellers Idee. Dem mystischen Traum vom Dritten Reich begegnen wir immer wieder im Laufe der europäischen Geistesgeschichte, es ist der Traum von einem Reich der Einheit, der Gerechtigkeit und des Friedens. Die ersten erhaltenen Hinweise stammen aus der Mitte des 2. Jahrhunderts. Etwas von dieser alten Einheitsidee ist auch bei Moeller noch vorhanden, wenn er die Aufhebung aller Gegensätze und Spannungen im kommenden Dritten Reich schildert. Im übrigen aber erhält die Idee bei ihm eine aggressiv-imperialistische, von pseudowissenschaftlichen Rassevorstellungen durchsetzte Färbung.

Jede Nation – so heißt es gleich zu Beginn – ist eine Wertungsgemeinschaft, sie hat ihr eigenes Wertungsbewußtsein, ihre eigene Sendung. Der Name der deutschen Sendung heißt seit über tausend Jahren „Das Reich". Der konservative Mensch denkt an das Dritte Reich. Es ist ein alter und großer deutscher Gedanke . . . Er wurde früh mit der Erwartung eines tausendjährigen Reiches verquickt. Aber immer lebt in ihm noch ein politischer Gedanke, der sich . . . auf den Anbruch eines deutschen Zeitalters bezog, in dem das deutsche Volk erst seine Bestimmung auf der Erde erfüllen werde.

Diese Bestimmung ist – nach Moeller – ein Großdeutschland, das „mit der Lösung der Raumfrage zugleich der drohenden Rassenüberfremdung und der Verstädterung ein Ende setzt. Im Kampf des Geistes und der Waffen sollte dies Dritte Reich mit seinem ‚Raumkern' in seiner nordischen Lage verharren, aber doch raumweit sein, so weit, daß es ‚jeden rasseverwandten Mann, der in diesem Raum leben will, auch wirklich mit seinen Grenzen, unter seiner Flagge schützend umschließt'."

VII.

Der Gedanke vom Dritten Reich hat im Anschluß an Moeller von den Bruck zahlreiche Ausprägungen erfahren. Für die einen ist es der „wahrhaft staatliche Ausdruck der deutschen Volksseele", für die anderen die neue sozialistische Gemeinschaft, für die dritten ein christlich erneuertes und verjüngtes Deutschland und für wieder andere ein Land, das in den unversiegbaren Quellen deutschen Blutes oder den Bedingungen deutschen Bodens die Kraft eigentümlicher Stärke finden müsse, ein Land vorzüglich freier Bauern, die in den alten Germanen, den schriftlosen Bewohnern von Wäldern und Sümpfen, ihr Vorbild haben – immer aber ist es von nun an das Reich, das Dritte Reich, das beschworen wird, jenes Reich, das allen irdischen Überlagerungen ein Ende setzt, das der verachteten westlichen Zivilisation und ihren politischen Institutionen dezidiert den Rücken kehrt, das Reich, das uns verheißen sei und „uns doch bleiben" müsse, das Dritte Reich.

VIII.

Nur wenige andere Ideen haben so wie der visionäre Reichsgedanke die Phantasie konservativ-revolutionärer Wortführer beflügelt. Nur wenige Gemeinsamkeiten lassen sich darüber hinaus finden. Das nimmt nicht wunder bei einer Bewegung, die immerhin von Thomas Mann bis zu Alfred Rosenberg reicht – fast scheut man sich, beide Namen in einem Atemzug zu nennen. Einige wenige geistige Markierungspunkte, die in der einen oder anderen Form immer wieder auftauchen, lassen sich gleichwohl nennen. Den einen erwähnten wir schon: die entschieden antiwestliche Tendenz. Es ist kein Zufall, daß das Wort und die Sache, die es meint, aus dem Sprachgebrauch der revolutionären, panslawistischen Kreise des vorbolschewistischen Rußland übernommen wurden. Denn Hand in Hand mit der Stellungnahme gegen das „öde und versandete Westlertum" geht eine mystisch-verschwommene Hoffnung auf den Osten. Diese richtet sich weniger aktuell-politisch auf das bolschewistische Rußland, sondern bewegt sich vielmehr, weit unbestimmter, im Rahmen irgendwelcher Exoriente-lux-Vorstellungen. Eine merkwürdige Wendung nehmen diese Gedankengänge bei Ernst Niekisch, demzufolge der totale proletarische Staat Stalins eigentlich eine preußische Idee sei. Der preußische Bolschewismus, so meint er, sei nur der logische Abschluß der Geschichte Preußens, einer bäuerlichen, heidnischen, dynamischen, revolutionären Macht, die im ewigen Aufstand lebe gegen Europa, den römischen Katholizismus, den westlichen Humanismus und den Kapitalismus Londons und New Yorks.

IX.

Zu erwähnen sind darüber hinaus auch gewisse Rassenvorstellungen, die immer wieder in der einen oder anderen Form auftauchen. Sie haben dabei keineswegs immer antisemitischen Charakter, wenngleich das Motiv vom Juden, der „uns Deutschen unsere Seele stehlen" will, verschiedentlich auftaucht. Viel kennzeichnender dagegen ist das folgende Zitat:

Heute erwacht ein neuer Glaube: Der Mythos des Blutes, der Glaube, mit dem Blute auch das göttliche Wesen der Menschen überhaupt zu verteidigen: der mit hellstem Wissen verkörperte Glaube, daß das nordische Blut jenes Mysterium darstellt, welches die alten Sakramente ersetzt und überwunden hat.

Daneben muß einer anderen Strömung innerhalb der Konservativen Revolution gedacht werden, die man „Aktivismus" genannt hat. Danach kommt es auf Ziele, Inhalte nicht an, sondern lediglich auf die dynamische Bewegung, den blinden Rhythmus der Schritte, – der marschierenden Schritte zumeist – gleichgültig, wohin sie führen. Bezeichnend für diese Haltung ist eine kurze Dialogstelle aus dem „Fragebogen" Ernst von Salomons. Es heißt da:

Und der Chef (Kapitän Ehrhardt) selber? Wer weiß, was er will?
Nein, aber das will er wenigstens mit Entschiedenheit!

Und bei Hans Freyer, einem der Theoretiker dieses Aktivismus, liest man:

Das revolutionäre Prinzip . . . ist seinem Wesen nach keine Struktur, keine Ordnung, kein Aufbau. Sondern es ist reine Kraft, reiner Aufbruch, reiner Prozeß. Die Frage, zu welcher Form es sich fügen wird, wenn es am Ziel seiner Bewegung ist, ist nicht nur falsch, sondern feige. Denn es kommt gerade darauf an, daß das neue Prinzip das aktive Nichts . . ., also reine Stoßkraft zu bleiben wagt. (Hans Freyer, Revolution von rechts, Jena 1931, S. 53.)

Solch aktivistisches Agententum des Nichts bewegt sich allerdings schon an den chaotischen und verworrenen Rändern der Konservativen Revolution, wo im übrigen zahlreiche kuriose Gebilde anzutreffen sind, so etwa, wenn einer beweist, daß alle romanischen Sprachen nur deutsche Mundarten sind, ein anderer die deutschen Stämme von den zwölf Stämmen Israels herleitet und ein dritter schließlich die alttestamentliche Paradiesvorstellung als Raub einer germanischen Überlieferung schildert und das echte Paradies – eine sorgfältig gezeichnete Karte wird beigefügt – nach Mecklenburg verlegt, wobei der Jordan in die Elbe fließt und Rügen samt Usedom und Wollin die Inseln der Seligen sind.

X.

So glattweg albern und der Vernunft unzugänglich solche Gedankengänge auch sind – sie sind doch bezeichnende Symptome für einen verbreiteten, ungezügelten politischen Romantizismus. Und die Verfasser solcher Abwegigkeiten unterscheiden sich dem Wesen nach ganz gewiß nicht von jenen anderen, die vom „Volksleib", vom „Mysterium des Blutes" oder vom „Sakral des Volksbodens" sprechen. Denn jener ganze Begriffswust der konservativ-revolutionären Literatur entzieht sich schließlich auch den Kategorien der Vernunft, jener „einseitigen Vernunft", wie Moeller van den Bruck sagte, die der Intuition, der Wesensschau, weit unterlegen sei.

Man wird den Brüdern Ernst und Friedrich Georg Jünger bescheinigen, daß sie sich von solchen Verwirrungen stets freigehalten haben. Doch selbst ihrer Sprache und ihrem Denkstil gegenüber hat der Philosoph Karl Jaspers einmal geäußert, was im Grunde für Sprache und Denkstil aller Vertreter der Konservativen Revolution gilt:

Nicht Erkenntnis, sondern Bild – nicht Analyse, sondern Entwurf einer Vision –, aber im Medium moderner Denkkategorien, so daß der Leser meinen kann, mit rationaler Erkenntnis zu tun zu haben . . .
Es ist keine Nüchternheit des Erkennens, sondern eine Ergriffenheit, die nicht überwunden ist . . . Es ist vor allem eine ästhetische Haltung, die aus der Lust an dem geistigen Produkt lebt . . .
In solchem Denken ist im Ernste eigentlich nichts wahr.

XI.

La trahison des clercs – das Wort des französischen Philosophen Julien Benda vom Verrat der Gebildeten taucht auf am Ende unserer Betrachtung über die Konservative Revolution. Gewiß, nicht alle, die zu ihr zu rechnen sind, haben im Nationalsozialismus die Verwirklichung ihrer Träumereien erblickt, einige wenige – wie beispielsweise Edgar Jung – sind sogar, nachdem sie ihn zunächst gefeiert hatten, seine Opfer geworden als „Trotzkisten des Nationalsozialismus", wie man sie genannt hat. Gleichwohl läßt ihre Verantwortung sich nicht leugnen. Es ist eine Verantwortung in dreifacher Hinsicht: Sie haben zum einen entscheidend dazu beigetragen, die republikanische Staatsform in Deutschland zu unterhöhlen. Sie haben sich des weiteren als – wenn auch zum Teil unfreiwillige – Schrittmacher des Nationalsozialismus erwiesen, dessen ganze krude Ideologie in der konservativ-revolutionären Literatur vorgebildet ist. Von den dumpfen Visionen eines „Corpus Mysticum Germanicum" bis hin zu den barbarischen Blut- und Rassenvorstellungen haben diese Theorien eine gewiß schauerliche Übersetzung in die Wirklichkeit erfahren. Und Verantwortung trifft die Wortführer der Konservativen Revolution schließlich in einer letzten Hinsicht als Mittäter an jenem einmaligen Vorgang der Austreibung der Vernunft. „Das deutsche Volk", so hatte einer von ihnen, der Schriftsteller Wilhelm Stapel, mit düsterem Stolz geäußert, „das deutsche Volk ist nicht ein kluges Volk, es ist ein apokalyptisches Volk".

La trahison des clercs – die Unkenntnis der Folgen schützt den Gebildeten schließlich nicht vor dem Vorwurf des Verrats. Einige erkannten das frühzeitig genug. Im „Zauberberg", der Thomas Manns persönliche Absage an seine „Betrachtungen eines Unpolitischen" ist, läßt er den Vertreter der einst geschmähten „westlichen" Ideen, Settembrini, zu dem Deutschen Hans Castorp sagen:

Sie schweigen . . . Sie und Ihr Land. Man vermutet. Sie werden Ihre Einsamkeit durch Taten zu brechen suchen.

J. F.

VOPOS und Dreckskommunisten

Sommerabend, Feiertag (Fronleichnam): 21. Juni 1962. Straßencafés, Menschen, Autos, hübsche Mädchen, Musik, Leuchtreklame. Spazieren fahren, Eis essen, flanieren, drängeln, stehenbleiben, ausweichen; hinsetzen, schauen: Leben, Kino, Vergnügen.
Mittendrin drei Guitarrespieler, ein Schreiner, ein Verlagslehrling, ein Feinmechaniker; eine Traube fröhlicher Zuhörer drumherum. Schubsen, zusammenrücken, Passanten müssen auf den Fahrdamm ausweichen, der Autostrom wird etwas eingeengt. Ein Funkstreifenwagen bremst, zwei Polizisten: die Musikanten sind festgenommen. Verärgerte Zurufe, Schlichtungsversuche. Die Polizisten wollen mit den drei Festgenommenen einsteigen, aber da hatten Vorwitzige einen Hinterreifen plattgestochen. Alarm. Kurz hintereinander kommen dreizehn weitere Streifenwagen an, Polizisten springen heraus und prügeln los. Und der Verkehr ist endgültig zusammengebrochen. Es gibt kein vor und zurück. Nur die Polizisten knüppeln ziellos durch die Menge.
Das große Überfallkommando riegelt den Tumult ab: Zwischen Siegestor und Freilitschplatz wird die Leopoldstraße im Münchner Stadtteil Schwabing zum Kessel, aus dem es kein Davonkommen gibt, die Seitenstraßen sind sauber abgedichtet. Irgendwo ein Lautsprecherwagen (die Nächststehenden können es sogar hören): „Nach Paragraph 116 ... und ... fordere ich Sie sofort auf: Entfernen Sie sich nach Norden —" (ja wo ist Norden?) „— werde Sie dreimal —" (wohin?) „— warne Sie zum erstenmal —" (abwarten! mal sehn, was kommt) „— zum zwei ... —" (sakra, leckts mi am Norden) „— dritten —" (pardonnez, monsieur, wissen Sie, wo hier ...) „— Achtung! Reiter::: Galopp!"
Haben Sie schon einmal ein Mädchen gesehen, dem ein Pferd den Oberschenkel zertreten hat? oder ein anderes, das ein Galopptritt in den Magen getroffen hat? Haben Sie schon einmal gesehen, wie ein Pferd umgefallen ist, drei junge Frauen und einen Mann gegen eine Hauswand quetschend (jeweils doppelseitige Rippenbrüche bei allen vier Begrabenen)? Oder wie einer Frau ein verchromter Eisbecher mit einem Knüppelhieb ins Gesicht gestanzt wurde? Überhaupt: wie Menschen niedergeritten, -geschlagen und dann getreten wurden?
Je zwanzig Berittene kamen von unten (Siegestor) und oben über die Trottoirs, trafen sich im Mittelstück der Leopoldstraße — Volksmund: „Rue de Galopp" — und sammelten sich dann wieder am gegenüberliegenden Ende. Wer um sein Leben lief, rannte in Polizistenknüppel oder unter Pferdehufe. Zur gleichen Zeit waren die Uniformierten in den Seitenstraßen „in Schützenlinie" vorgerückt. Gegen die Zivilisten. Schreie, Angst, Schmerzen, Panik. Die Schwachen und Langsamen hat die Polizei am besten erwischt.
Das war der erste Tag.

Die gewaltige Brutalität sprach sich herum. Die Menschen glaubten nicht, daß es in ihrer Stadt — Werbeslogan: Eine Weltstadt mit Herz — so etwas geben könne. Zeitungen wurden aufmerksam. Am ersten Abend schon hatten die polizeilichen Schläger einen Reporter des amerikanischen Senders AFN zusammengetreten, und der Bericht ging brühwarm über die Wellen. Die „Süddeutsche Zeitung" schrieb schon am nächsten Morgen vom „grausigen Bild", nachdem der Polizei-„Sturm über das Vergnügungszentrum hinweggegangen war. Verletzte wälzten sich auf der Straße ..." Die Menschen glaubten es nicht. Am nächsten Abend waren Schwabings Kinos und Cafés wieder voll, auf der Leopoldstraße drängelte sichs: Autos lückenlos hintereinander, überlaufende Trottoirs. Als um 23 Uhr die Kinos endeten, brach der Verkehr sofort zusammen. Diesmal gleich „Großeinsatz" der Polizei: Funkstreifen (alle 14), Überfallkommandos (alle bis auf die unabkömmlichen Revierbesatzungen), kasernierte Bereitschaftspolizei, Berittene. Wieder wurde die Leopoldstraße zur Falle. Wieder Galopp über Menschenleiber.

An diesem Freitag war der Ablauf schon so perfektioniert, daß er an den folgenden drei Tagen in gleicher Form wiederbefohlen werden konnte: Erst Abriegeln der Leopoldstraße (oben und unten) und aller Seitenstraßen, dann Galopp der Berittenen, dann Vorrücken des Fußpolizeivolks, dann Ausräumen der Cafés, Bars, Restaurants, Hausflure, Hinterhöfe. Wer um sein Leben floh, wurde verknüppelt, wer stehenblieb, wurde verknüppelt, wer schon lag, wurde getreten. Alles auf Befehl, mit viehischem Vergnügen und noch angetrieben von der Panik der Opfer. Das Parterre der Ainmillerstraße 5 wurde ausgeräumt. Der türkische Vizekonsul erhielt mit seiner Frau, im Innern eines Cafés sitzend, von hinten Knüppelhiebe auf den Kopf, wurde bewußtlos nach draußen geschleift, seine Frau im Polizeigriff hinterhergestoßen.

Liebespaar. Die beiden stehen zwischen zwei Wagen. Er bekommt einen Handkantenschlag ins Genick, sackt zusammen, sie, im Schreikrampf wird von denselben zwei Polizisten zu Boden geknüppelt.

Polizisten tragen, Knüppel unterm Arm geklemmt, eine Schwerverletzte in eine Seitenstraße, legen sie hin, richten sich selbst wieder auf, greifen sofort zum Knüppel und dreschen auf Vorbeilaufende los.
„Vopos! Vopos!" rufen, brüllen und keuchen die Zivilisten.
„Dreckskommunisten! Rote Schweine!" schreien die Uniformierten.

„Studenten", (zuerst, schon in den Berichten vom zweiten Tag aber:) „Raufer", „Rabauken", „Halbwüchsige" (ausgewachsene selbstverständlich), „Rowdys", „notorische Krawallbrüder", schreibt die münchner Presse und übernimmt freudig auch die Pöbeleien des münchner SPD-Oberbürgermeisters H. J. Vogel: „Pöbel, Schweine"; und schließlich — nach der sechsten Nacht, die ruhig blieb — „Kommunisten", „Drahtzieher aus KP-verwandter Richtung", „Fremde".
War am Anfang die Reaktion der Presse noch — wie die der Bevölkerung — ungläubig und kurios, im Verlauf des als „Aufläufe", und „Krawalle" titulierten Geschehens wurde sie eindeutig: „Freude am Gaudi", „Polizeisportfest". „In Schwabing sind die Nächte laut", hieß es über den ersten Berichten. Ab Montag, 25. Juni, nach der „vierten Runde", wurden die Schlagzeilen größer und ihrem Namen gerechter: „Prügel für die Radau-Brüder!" die eine; schon besser: „Polizei muß durchgreifen!" („Abendpost"), am besten: „Pöbel-Terror!" und „Die Verantwortlichen müssen sich klarwerden, daß hier nur noch Terror den Terror brechen kann" (so die München-Nürnberger BILD-Konkurrenz, das „8-Uhr-Blatt") „Wer sich nachts um diese Zeit (nämlich um und nach 23 Uhr) auf der Leopoldstraße aufhält, der muß damit rechnen, daß er eins draufbekommt", sagte ein Beamter des Münchner Polizeipräsidiums.
Denn die Leopoldstraße ist — Vergnügungszentrum, Sommerabend, Kinoschluß — eine verkehrs- und menschenerfüllte Straße; denn Schauen, Eisessen, Spazierengehen, überhaupt: untätig sein ist strafens- und Knochenbrüche wert, zumal wenn bekannt ist, daß da Unglaubliches los war (haben nicht auch Millionen die Flut besichtigt und Hamburg verstopft, nachdem ihnen sämtliche Bundesminister via TV eingeredet hatten, sie müßten sich ein Bild davon machen?); denn die Polizei wird für alle Eventualfälle ausgebildet und braucht praktische Erfahrung; denn das Volk muß endlich den starken Arm spüren (nachdem gerade zwei Wochen vorher verjazzte Studenten an einer notorischen Stätte des Verrats — Geschwister-Scholl-Platz — sich gegen den Polizeiwillen unverschämt, tätlich gewehrt hatten); denn wer am Caféhaustisch sitzt, mit drei- bis fünftausend anderen in eine „hermetisch geschlossene" Polizeifalle gerät, darf sich nicht wundern, daß er dann natürlich einer von den „Aufrührern, Rebellen, Radauken, Rowdys", einer vom „Mob, Pöbel, Unterweltsgesindel, Schlägerbandentum," ist, auch weil er außerdem nicht fliehen kann (selbst die in den ersten Nächten schützenden Hinterhöfe werden bald von Polizisten aufgebrochen). Die zernierte Masse dient als Versuchsobjekt für nächtliche Notstandsübungen.
198 Personen sind für einen Tag und länger festgenommen worden (darunter 38 Ausländer). Sie alle sind angezeigt worden: Landfriedensbruch, Aufruhr, Auflauf. (Zusätzlich in Sicht: Anklagen wegen „kommunistischer Umtriebe".) Und nicht nur sie:
Auch der Student, der die uniformierten Maroudeure als „Nazischläger" beschimpft hatte, daraufhin festgenommen und in einer Polizeizelle von drei Amtswaltern lebensgefährlich zusammengeschlagen wurde; wegen Landfriedensbruch.
Auch der junge Mann, dem zwei Polizisten einen Leberriß einprügelten, weil er im Kino gewesen war; wegen Landfriedensbruch.
Auch der Direktor des Münchner Jugendamtes, Psychologe Seelmann, 62, der (am Montagabend) selbst ergründen wollte, warum sich wohl „erhitzte Jugendliche" (FAZ) so ganz freiwillig unter die Schläge und Tritte polizeilicher Sonderkommandos begeben; wegen Aufruhr: Er hatte, von drei Polizisten zu Boden gedroschen, einem jugendlichen Begleiter zugerufen: „Lassen Sie sich das nicht gefallen!", ehe er durch einen Fußtritt bewußtlos gemacht wurde.
Perfektion des Polizeiterrors: Auch viele, die angegriffen, verletzt worden waren und im Lauf der nächsten Tage zur Polizeiwache gingen, um dort Anzeige gegen beamtete Schläger aufzugeben, wurden als Landfriedensbrecher, Aufrührer und Widerständler gegen die Staatsgewalt angezeigt — nachdem man auf Grund ihrer eigenen Anzeige ihre Personalien hatte. Und wer verletzt worden ist, gar im Krankenhaus liegt — und einige haben Aussicht, nie wieder gesund zu werden, Krüppel zu bleiben, oder, wie jener mit dem Leberriß, zu sterben — hat selber schuld: Die Krankenkassen verweigern jede Zahlung. Und Amtsgerichtsrat Mirus sagte offen, welchen Kurs die Justiz steuern wird: „Zur Abschreckung sehr schnell und hart aburteilen."
Aburteilen: Halbtote, Krüppel, Spaziergänger, Hausbewohner der Leopoldstraße, ausländische Studenten, Presse- und Fernsehleute, die Ahnungslosen — alle, die „ihr Recht" verteidigten, indem sie sich über brutale Willkür beschwerten.
Fünf Totentanznächte. In der sechsten war es zu kalt, niemand ging in Schwabing spazieren, die Polizisten blieben allein.
Dritte Nacht, ein Amerikaner, Air Force. Steht am Bordstein, staunt: Die Deutschen schlagen sich. Thinkste: Schon sausen vier Gummiknüppel. Er bricht zusammen, japst gerade noch: „I'm a free American ..."
Nächtliche Notstandsübungen, Training für den Ernstfall:
1. Lassen sich Zivilisten zusammenprügeln?
2. Kann man sich auf die Mannschaften verlassen, auch wenn sie Frauen niederreiten müssen?
3. Wie reagieren Presse und Volk — werden sie Ruhe bewahren?
Das Manöver hat geklappt.
Einstimmiger Beschluß des Münchner Stadtrates am 27. Juni 1962: „... spricht der Stadtrat seinen Dank der Polizei von München für ihr Eingreifen in Schwabing aus."

Heimo Claasen

Das kubanische Fest

Die französische Schriftstellerin Añia Francos erregte unlängst mit ihrem Buch LA FETE CUBAINE, das die Entwicklungen im Kuba Castros schildert, beträchtliches Aufsehen in Paris. Unsere pariser Mitarbeiterin H. M. Benad besuchte Añia Francos und berichtet im folgenden über einige Erfahrungen, die die Autorin während ihres fast einjährigen Aufenthaltes auf Kuba gemacht hat.

Ob in Kuba aus einer Diktatur der Rechten (Batista) eine Diktatur der Linken geworden sei? „Wenn es eine Diktatur des Guten, der Vernunft der Wahrheit und der Freiheit gibt, dann ist die Diktatur Castros eine Diktatur der Linken". Dazu muß aber gesagt werden, daß Castro sich niemals zum Führer, Diktator der Revolution erklärt hat. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß das kubanische Volk in Castro den Helden, das Symbol der Freiheit sieht. Aber Castro selbst begreift seine Position als Kopf des Führungskollektivs. Er übt eine ungeheure Faszination aus.
Wenn er redet, macht sich alles, was laufen kann auf, richtet sich ein, und schreit mindestens zwanzig Minuten lang „Fidel"! Dann beginnt er zu reden, und still lauscht ihm diese Riesenansammlung schwarz-braun- und weißhäutiger Kubaner, um sich über den Stand ihrer Agrarerzeugung, die Möglichkeiten der Intensivierung ihrer Landwirtschaft, der Notwendigkeit, nicht so viel Schweinefleisch zu essen, informieren zu lassen. Es gibt kein Problem, das Castro seinen Kubanern nicht erklären würde. Und es gibt kein Problem, vor dem ein Kubaner zögern würde, es Castro zu sagen. In Kuba ist es ein geflügeltes Wort geworden, zu sagen: „Ich sage es Fidel, dann geht es schon in Ordnung."
Castro hatte bei der Unesco angefragt, wie lange es dauern würde, ein Land, das zu fünfundachtzig Prozent mit Analphabeten bevölkert sei, zu alphabetisieren. Die Antwort: fünfzehn Jahre. Castro fand das zu lange und organisierte eine Alphabetisierung„ à la cubaine". D. h. jeder, der lesen und schreiben kann, hat die Pflicht, es einer, zwei oder drei anderen Personen beizubringen, und das so schnell wie möglich und es funktioniert. Es ist nichts Ungewöhnliches, so erzählt Añia Francos, abends um 9 Uhr in La Havanna eine Gruppe unter einer Laterne versammelt zu sehen, die mit großer Begeisterung ihre ersten Leseversuche macht. In der Sierra wird jedes kleine Dörfchen, jeder einsam wohnende Farmer in die allgemeine Aktion eingespannt. Gruppen von Lehrern und Agrarfachleuten verlassen die Städte, um den schwarz auf weiß gedruckten Geist in die abgelegendsten Stellen der Sierra zu tragen. In Kuba hat man weder Zeit zu baden noch Langeweile. Keine Flitterwochen für Jung-Kubaner. Jeder hat sein Stückchen dazu beizutragen, daß aus dem ehemaligen Millionärsparadies ein Land wird, in dem in ca. 20 Jahren alle Leute kostenlos wohnen werden, wenn die neue umfassende Wirtschafts- und Industrieplanung einigermaßen verwirklicht ist.
Die Agrarreform in Kuba ist beispielhaft für alle Länder. Añia Francos hat selbst in der Sierra die Arbeit der Pioniergruppen studiert. Alle jungen Mädchen, die bisher an Mutters Herd auf den Freier warteten, nach der Hochzeit am eigenen Herd auf den Ehemann, sind nun verantwortlich für Kinderheime, Krippen, in dem die Kinder tagsüber betreut werden, wenn die Eltern ihrer Arbeit nachgehen. Sie erhalten zum ersten Male in ihrem Leben die Chance, sich fachgerecht zu bilden. Sie können studieren, einen Beruf ergreifen und haben alle Chancen für die Zukunft. Ihre Emanzipierung ist allerdings noch nicht in dem Maße durchgeführt, wie es sich die Führer der Revolution vorgestellt haben. Die spanische Tradition, eine fromm-bigotte Erziehung macht einen Strich durch die Rechnung. Ein Beispiel: Theoretisch sind die Mädchen über die Praktiken der Liebe so gut informiert, daß sie mit jeder europäischen Großstadtkokotte konkurrieren könnten. Wie Añia Francos erklärt, leben sie in einem ständigen Zustand der „surexcitation". Sie sagt, die Kubanerinnen hätten ihr Fragen gestellt, daß sie schamrot geworden wäre, und die Fragestellerinnen waren natürlich alle Jungfrauen! Sie hätten selbst in Uniform stets Lockenwickel im Haar.
Die Frauen haben sich während der Revolution durch ihren Mut, durch ihre Tollkühnheit fast legendären Ruhm erworben. Es gibt Botengängerinnen, die für Castro (in der Zeit des Aufstandes) arbeiteten, die 18 Jahre alt, ganze Nächte durch die Sierra marschierten und ihr Ziel erreichten. Ihre Ausdauer übertraf manchmal noch die der Männer. Viele Mädchen wurden von den Soldaten Batistas gefangen genommen, gefoltert und vergewaltigt. Aber sie hielten den Mund. Die meisten kamen aus bürgerlichen Milieu, zum Teil aus sehr reichen Familien, die ein Leben zwischen Perlmutterbadewanne, Palmen, eigenem Schwimmbad führten und das alles im Stich ließen, um in grünen Hemden zwischen Lianen und Zuckerrohrfeldern den „Guerilla"-Krieg zu führen. Chè. Guevara, von vielen als das wirkliche „Hirn" der Revolution bezeichnet, schreibt in seinem Buch (La guerre de guerilla, Maspéro) von der ungeheuren Bedeutung der Frau in diesem Aufstand. Sie war nicht nur „Mutter der Compagnie" sondern auch Krankenschwester, nimmermüde Trösterin.
Im Augenblick reorganisiert Castro den Verwaltungsapparat, der ganz neu aufgebaut werden muß, von allen suspekten Elementen zwangsläufig gereinigt, da sie bei dem Sieg der Aufständischen die Flucht ergriffen. Diese Arbeit ist koordiniert mit dem Ausbau der Landwirtschaft. Bisher hatte Kuba nur Zuckerrohr angebaut und mußte alle anderen Erzeugnisse wie Gemüse, Reis etc. einführen. Castro will erreichen, daß sich Kuba selbst ernährt und hat Anbauspezialisten aus allen Ländern angefordert, die ihm bei dieser ungeheuren Aufgabe helfen sollen. Mit gleicher Vehemenz versucht er Kuba, das bisher nur von Erzeugnissen der Amerikaner überschwemmt wurde (auch im kulturellen Bereich), mit Filmen, Büchern, Dokumenten und geistigen Nahrungsmitteln zu versorgen, die Kuba zu einem auch kulturell hochentwickelten Staat machen sollen. Der Mangel an Lehrkräften, Ingenieuren etc. ist natürlich groß und es wird lange dauern, bis diese Anfangsstadien überwunden sind. Kuriosum Kuba: die einzig organisierte Partei, die nach der Ausmerzung der Diktatur Batistas übrigblieb, war die kommunistische. Sie war gegen den Aufstand! Und man mag es drehen wie man will, sie hat mit dieser sozialistischen Revolution nichts zu tun.
Die Zukunft wird zeigen, ob es Castro und seinen Mitarbeitern gelingt, ihre hochgesteckten Ziele zu verwirklichen. Añia Francos hatte das Glück, mit Castro und allen wichtigen Persönlichkeiten selbst zu sprechen. Sie ist eine Castroanerin, eine „fidelista" und überzeugt, daß dieses Land zum Symbol der Freiheit werden wird.

H. M. Benad

Aus dem Tage buch einer Burschenbraut

DER TAG HAT UNS ZUM KAMPF GESTELLT / IN LAUTER WIRRNIS LIEGT DIE WELT / UND NOT IST OHNE ENDE. / WIR TROTZEN DURCH UND WAGEN DOCH / WIR SIND DIE ALTEN BURSCHEN NOCH UND GLAUBEN EINER WENDE. (langsamer) WIR RÜSTEN UNS ZU HARTER WEHR / IN ZUCHT UND TREUE PFLICHT UND EHR / UND FÜRCHTEN KEINE NARBEN / IM WOLLEN UND IM OPFERN STARK / DEN BRÜDERN GLEICH VON LANGEMARCK / DIE VOR UNS FÜR UNS STARBEN (Allg. Deutsches Kommersbuch, Pagina 195)

1. Mai Alter Herr bezeugt wenig waffenstudentische Ritterlichkeit gegenüber schwachem Geschlecht. Erpreßt eigene Tochter. Wieso kann er es sich als Anwalt nicht leisten, daß ausgerechnet seine Tochter nicht. Entweder Couleurdame bei der Teuto-Stultitia oder gelbe Renault-Floride bleibt bei Monsieur Renault. Der Kultur müssen Opfer gebracht werden. Ich sage zu. Dabei habe ich viel gegen alle Eingefärbten. Farbe gleich. Das Spektrum gedreht ergibt weiß.

10. Mai Phantastische Fête! Die Stultiten zeigten fabelhaften Benimm. Alles was recht ist. Sehen aus wie Base-Ball-Boys (mit ungeheurem Schlafbedürfnis) und machen auf Biedermeier. Fuxmajor hat mir den ersten Handkuß zelebriert. Ich liebe Antiken. Und Gardinchen aus Voile. Sie nennen ihn Jonny. Erst hat er mich einem linken Fuxen ausgeliefert, sich später aber selber meiner angenommen. Ein komischer Pinsel. A little tipsy but nett. Nur daß er nicht wie ein Akademiker aussieht. Die mit ihrem Maas-und-Memel-Komplex. Blöde Vereinsmeierei, habe ich gesagt. Darauf er: Was soll man machen? Jede Uni hat die Korporationen, die sie verdient. Bis zum sechsten Semester habe ich nie mit einem Professor gesprochen. Jetzt dürfe er sogar Professoren duzen. Ohne die Teuto-Stultitia sei er verdammt allein gewesen. Armer Kerl. Man müsse auch an später denken. Er könne es sich nicht leisten. Es gäbe veröffentlichte Verbindungslisten. Dabei hat er gegrinst. Auch wieder wahr. Übermorgen kommt sein Pflaster herunter.

12. Mai Jonny war todunglücklich. Die Narbe war grauenhaft gut verheilt. Ich habe den Blutigen mit meinem Anatomiebesteck kunstgerecht und liebevoll geöffnet und ein Blondhaar eingelegt. Den Tip habe ich von Vaters Friseur (Praxis der zwanziger Jahre).

18. Mai Teuto-Stultitia hat siebzehn Personalausweise und Reisepässe für fluchtwillige Ostberliner gesammelt. Eins X und Fuxmajor Jonny haben sich nach Berlin aufgemacht. Alle schicken monatlich ihr Päckchen nach drüben. Sage noch einer: „Den Burschenhut bedeckt der Staub . . .“ Der Schmiß eitert prächtig. Ich bin sehr stolz auf meinen Fuxmajor.

28. Mai Couleurdame Lilo hat hinter die Kulissen geblickt. Armes Deutschland! Jonny hat mich in einen Nebenraum geschmuggelt. Zwecks Beweisführung von wegen Vorurteile. Von wegen Vorurteile! Wie Hoffmanns Erzählungen. Nur nicht bühnenreif. Erst hat ja Professor Heinz Gollwitzer gesprochen. Zum Thema Weltbürgertum und Patriotismus. Er sagte so ungefähr, daß das Vaterland für uns heute nicht mehr an der Spitze der höchsten Güter stünde. (Keiner hat gezischt.) Nach allen Erfahrungen der Vergangenheit sei den Menschenrechten und dem Dienst an der Humanität der Vorzug zu geben. Deutschland gehe uns innerlich und äußerlich nicht mehr über alles. Statt von einer deutschen Mission, solle man in der heutigen Welt besser und weniger phrasenreich von einer deutschen Funktion sprechen und sich des verbrauchten nationalen Pathos enthalten, dessen Terminologie schon aus Geschmacksgründen unerträglich sei. (Langanhaltender Beifall.) In der nachfolgenden Kneipe erfolgte ein vernünftiger Ausgleich zu ernstem Gespräch und sinnvoller Diskussion. Salamander kam und Kommando „In die Kanne!“, Bierorgel und „Herrlicher Kantus steigt“. Wie anno Jugendstil. Sie nennen das Bierulk.

4. Juni Was für eine Narbe! Jetzt sieht Jonny doch wie ein Akademiker aus. Ich bin sehr glücklich. Und wenn es sein Alter Herr erlaubt, wird er mich heiraten.

12. Juni Das war phantastisch! Eindrucksvoll vaterländlich! Das Beste war die öffentliche Schaumensur. Fünfzigtausend Zuschauer. Mein Jonny war die große einsame Klasse. Gegenpaukant holte sich eine Klinik-Abfuhr. Man konnte seine Zähne durch die Backen sehen. Leider ist Jonny beim ersten Gang im feuchten Sägemehl ausgerutscht. Herrliche Farbfotos geschossen. Neben mir jubelte ein Spanier. Ganz hingerissen war der. Er hat alle Turnierteilnehmer nach Toledo eingeladen. Und da heißt es immer, das Ausland habe etwas gegen die deutschen Korporierten. Ich darf wahrscheinlich mit. Später hat Gerstenmaier gesprochen. Viel Applaus. Dann wegen Erpressung nur die lahme dritte Strophe. Dann Fackelzug und „Flamme empor“ und Pagina 196: „Wir folgten oft dem falschen Licht, wir irrten ab von deutscher Pflicht, wir werden nochmals leben im Sonnenschein, in jungem Sonnenschein . . .“ Man kann sagen, was man will: Das war erhebend.

19. Juni Heute zieht die Stultitia geschlossen in Figaros Hochzeit. Jonny hat vier Semester Klavier bei Seemann in Freiburg studiert. Er freut sich sehr auf die Köth als Zerlina und auf den Gröbaz (den größten Bariton aller Zeiten).

20. Juni Die gelbe „Floride“ ist bestellt. Heute wurde ich feierlich inthronisiert. Ohne Mensur. Alter Herr ist selig.

28. Juni Zwei Tage war Jonny besoffen. Er hat mit „Summa“ promoviert. Thema: Jugendkriminalität und Schizophrenie des zeitgenössischen Bewußtseins. „In fünf Jahren ist meine Lilo Frau Professor“, hat er gesagt. K. Rossa

Zwischen Skylla und Charybdis

Es ist heute kein geheimnisvolles Märchenland mehr, das alte Nippon mit seiner faszinierenden kulturellen Tradition und einem noch heute von der älteren Generation als göttliche Inkarnation verehrten Kaiser. Nur zehn Stunden benötigt die Boeing 707 von San Francisco bis nach Tokyo; etwa 17 von Europa aus via Nordpol. Nicht einmal ein Visum braucht man mehr zur Einreise. Und alles läuft wie im Film ab: Paßkontrolle, ein Stempel, der einen Besuch von sechzig Tagen gestattet, und für den Touristen kaum Gepäckkontrolle. Diese muß der heimkehrende Japaner dafür mit doppelter Gründlichkeit über sich ergehen lassen. Mit dem Besucher kann man das nicht machen, er soll ja in zwei oder drei Jahren wiederkommen, und er kommt auch. Denn er wird in Japan überall zuvorkommend behandelt und nur gelegentlich einmal übers Ohr gehauen, und auch dann nur ganz sanft. Um Erlebnisse dieser Art auszukosten, muß man schon südlichere Regionen aufsuchen.

Vor etwa hundert Jahren hat die japanische Regierung nach zwei Jahrhunderten selbstgewählter Isolierung auf Drängen Nordamerikas hin die Grenzen und vor allem die Häfen geöffnet. Es wurde damit in kürzester Zeit vom fremdenfeindlichsten zu einem der gastfreundlichsten Länder der Erde. Seit 1853 wurden dann immer mehr japanische Häfen für den Außenhandel geöffnet und Handelsverträge zunächst mit den USA, England, Rußland und den Niederlanden abgeschlossen. Tageszeitungen erschienen nach westlichem Vorbild, Eisenbahn und Telegraph wurden eingeführt. Banken und Börsen wurden ebenso wie der Parlamentarismus und das politische Parteiwesen übernommen. Es ist erstaunlich, daß dieser rigoros durchgeführte Anpassungsprozeß nicht zum Zusammenbruch des Sozialsystems und der kulturellen Tradition geführt hat. Sie wurden zwar zum Teil fragwürdig, aber nicht umgestoßen. Man nahm die Vorteile der westlichen Zivilisation in Anspruch und lebte trotzdem nach dem überkommenen Sittenkodex weiter. Der europäische Anzug, tagsüber getragen, wird im Privatbereich gegen die alte japanische Tracht ausgewechselt. Im Büro, Theater, Kinos und Restaurants nimmt man entsetzlich unbequeme und hohe Stühle in Kauf, im Familienbereich jedoch nichts von alledem.

Die alte Denk- und Lebensart zu bewahren und dabei auf keine Annehmlichkeit des technischen Zeitalters zu verzichten, war eine Aufgabe, die bis zum zweiten Weltkrieg hervorragend gelöst schien. Mit der bedingungslosen Kapitulation im August 1945 und der amerikanischen Besetzung wurde der amerikanische Einfluß jedoch derart übermächtig, daß man heute im Zentrum Tokyos manchmal meint, sich in San Francisco oder etwa in Baltimore zu befinden. In Osaka, Kobe oder Yokohama ergeht es einem nicht anders. Die englische Kronkolonie Hongkong ist im Vergleich dazu eine reine Chinesenstadt geblieben.

Japan kann seine Bevölkerung nicht ernähren. Fast 100 Millionen auf 370 000 Quadratkilometern. Und jedes Jahr kommen fast 1,5 Millionen hinzu. Nach dem Verlust von Mandschukuo, Korea, Südsachalin, den Kurilen und den Riu-Kiu-Inseln zwang die katastrophale Raumnot zur forcierten Industrialisierung. Auf Grund des extrem niedrigen Lohnsystems wurde das Nachkriegs-Japan schnell zum gefürchteten Konkurrenten. Mit den steigenden Importen kamen andererseits immer mehr amerikanische Filme, europäische Musik, Revuen und Coca Cola. Marilyn Monroe und Elvis Presley sind auch in die japanischen Großstädte eingezogen. Die Revuen und amerikanischen Musicals drohen die japanische bzw. chinesische Oper an die Wand zu drücken.

Will man heute in einem Department-Store, so heißen bezeichnenderweise die großen Kaufhäuser, japanische Schallplatten erwerben, so ist das ein nahezu aussichtsloses Unternehmen. Haben die Verkäuferinnen begriffen, daß man weder Conny Francis noch Pat Boone und auch nicht die Eroica meint, sondern japanische Musik, von japanischen Orchestern gespielt, breitet sich in der ganzen Musikabteilung Fassungslosigkeit, Betroffenheit, aber auch so etwas wie Mitleid aus. Kommt ein Gringo aus Übersee und will japanische Musik kaufen. Das ist etwas gänzlich Ungewohntes.

Es heißt, Japan sei ein billiges Land. Das trifft allerdings nur für den ausländischen Besucher zu. Den Touristen oder den Besatzungssoldaten, der für seine harte Währung 390 bzw. fast 100 Yen eintauscht (für 1 Dollar bzw. 1 DM), mögen die Lebensunterhaltungskosten paradiesisch anmuten. Für eine U-Bahn-Fahrt muß man 20 Yen bei bis zu vier Kilometer Entfernung aufwenden, Höchstpreis 60 Yen. Ein luxuriöses Einzelzimmer in den modernsten und besten Hotels in Tokyo, Osaka oder Kyoto ist schon für knapp 20 Mark zu haben. Etwa drei bis fünf Mark zahlt man für die tägliche Verpflegung, wenn man mit den sehr sauberen, kleinen japanischen Restaurants vorliebnimmt. Japanische Exportgüter sind derartig preiswert, daß alle westlichen Staaten mit hohem Lohnniveau sich durch starke Zollmauern gegen eine Überschwemmung durch japanische Waren schützen müssen. Nicht nur optische und elektrische Geräte, sondern auch Seiden- und Baumwollwaren sind auf dem Weltmarkt nahezu außer Konkurrenz. Japanische Transistorenradios, Grammophone und Tonbandgeräte lösen im asiatischen, pazifischen und im amerikanischen Raum bei den betroffenen Industriezweigen regelmäßig Angstreaktionen aus.

Mit 20 000 bis 30 000 Yen Monatsverdienst, wie es viele japanische Arbeiter und Angestellte beziehen, hat man allerdings ganz andere Vorstellungen vom japanischen Preisniveau. Zwar muß man für Miete nicht viel auslegen; die Mehrzahl der Japaner wohnt auch heute noch in einfachen Holzhäusern, die selbst in den Großstädten das Stadtbild beherrschen, von den Hauptgeschäftsstraßen einmal abgesehen. Europäische Kleidung dagegen ist teuer. Lederschuhe zum Beispiel gibt es zwar schon für 1700 Yen, für Qualitätsware müssen jedoch schon 3000 Yen ausgegeben werden.

Ein auch durch Geburtenkontrolle nicht zu lösendes Problem schafft die unvorstellbare Bevölkerungszuwachsrate. Zu den nahezu hundert Millionen kommt ein jährlicher Geburtenüberschuß von etwa 1,5 Millionen. Der Zustrom zu den Großstädten wirkt sich so katastrophal aus, daß die Regierung erwägt, ihn gewaltsam zu unterbinden. Von den hundert Millionen wohnt fast ein Zehntel in der Hauptstadt. Wenn man heute vom Zentralbahnhof in Tokyo nach Süden fährt, glaubt man die Stadt höre überhaupt nicht auf. Die Grenze zwischen Tokyo und Yokohama feststellen zu wollen, ist ein vergebliches Unterfangen. Dabei ist das Verkehrsnetz großzügig ausgebaut, ein Vorort- und Ringbahnzug jagt den anderen, allerdings unvorstellbar überfüllt. In den U- und Straßenbahnen das gleiche Bild. Was sich hier abspielt, dafür gibt es in Europa einfach keinen Vergleich.

Der Besuch eines japanischen Tempels, ob in Nikko, Nara oder Kyoto, wird zum touristischen Abenteuer. Denn auch hierin ergießen sich die Massen zu Tausenden, vielmehr zu Zehntausenden. Die uniformierten Schüler und Schülerinnen treffen in Zehnerkolonnen von Reisebussen ein. In militärischer Formation besichtigen die Japaner ihre Tempel, in Zweierreihen, Fahne voran. Jede Gruppe ist numeriert, ohne den Zugführer gäbe es eine totale Katastrophe. Im Eiltempo wird dann alles durch Tempel, Schreine und Pagoden geschleust; draußen warten schon die nächsten Kolonnen.

Ist man den Anblick dieses Ameisengewimmels einmal gewöhnt, erscheinen einem auch die in der Hauptstadt häufigen Massendemonstrationen nur halb so gefährlich. Zehntausend demonstrierende Studenten sind in Tokyo nur ein winziges Häuflein. Sie demonstrieren gegen den amerikanisch-japanischen Truppenvertrag und gegen Atomversuche, besonders gegen die amerikanischen, da sie die Amerikaner noch als Besatzungssoldaten im Lande haben. Die Russen sind weit weg. Daß es mit dem Demonstrieren überhaupt vorbei wäre, hätten sie die Russen im Lande, daran denken sie nicht. Die antiamerikanischen Gefühle werden noch gesteigert durch die Diskriminierung der japanischen Exportgüter auf dem amerikanischen Markt — zu hohe Einfuhrzölle — und der als diskriminierend empfundenen Einwanderungsbeschränkung für Japaner in den USA.

Die zwei über Japan abgeworfenen Atombomben waren amerikanischer Herkunft. Das und die Tatsache, den Krieg gegen Nordamerika und damit für Jahrzehnte jede Ausdehnungsmöglichkeit verloren zu haben, belastet noch heute die japanisch-amerikanischen Beziehungen. Rußland hat dadurch einen Vorteil im Kampf der Ideologien. Kommunisten sind die wenigsten der gegen Amerika demonstrierenden Studenten. Sie sind vor allem Japaner und entschieden abgeneigt, die ihnen verbliebenen Inseln zur Raketenbasis auszubauen. Den Russen haben sie nur die Wegnahme Südsachalins und der südlichen Kurilen vorzuwerfen. Selbst mit dem „Erzfeind“ China hätte man gern bessere Beziehungen, sofern man dürfte. Daß es damit nichts wird, dafür sorgen allerdings die Amerikaner. Die Notwendigkeit, sich neue Absatzmärkte zu erschließen, könnte Japan jedoch zwingen, die bereits bestehenden Handelsbeziehungen mit Rotchina wesentlich auszuweiten und sich damit über das amerikanische Embargoprinzip hinwegzusetzen. Da die japanischen Gewerkschaften sich inzwischen politisch etabliert haben und immer wieder Lohnerhöhungen und Arbeitszeitverkürzungen verlangen, muß der Kampf um den Export härter werden. Japan könnte so unversehens ins andere Lager getrieben werden, oder zumindest doch aus dem eisernen Ring, den die Amerikaner um den asiatischen Kontinent gelegt haben, ausbrechen. Da Peking jedoch bisher alles getan hat, um ein Agreement so unattraktiv wie möglich erscheinen zu lassen, die agressive Haltung gegenüber Indien und Burma und die Angst vor der ohne sowjetische Hilfe betriebenen Atomrüstung haben ihre Wirkung nicht verfehlt, dürfte die Stellung zu Rotchina wohl kaum revidiert werden. Denn Japan hat die Vorherrschaft in Asien zwar 1945 aufgeben müssen, ist aber wieder zur respektablen Macht geworden. Gewissermaßen zum Schlüssel für die Beherrschung Asiens, den in der Tasche zu behalten sich Amerika einiges kosten lassen sollte. Kurt Hörold

buchkritik

Sociologica II

Max Horkheimer und Theodor W. Adorno: „Sociologica II, Reden und Vorträge". Europäische Verlagsanstalt, 1962; 244 Seiten, DM 18,—.

Als Band 10 der „Frankfurter Beiträge zur Soziologie" legen die Autoren vierzehn Texte vor, die sich zu Soziologie, Philosophie und Psychologie, denen sie zuzuordnen wären, ja zum Begriff der Wissenschaftlichkeit selbst, in einem unaufgelösten Spannungsverhältnis befinden. Hegelschem Denken verpflichtet erschöpft sich etwa Adornos Aufsatz „Über Statik und Dynamik als soziologische Kategorien" ebensowenig in bloßer Methodologie wie Horkheimers Vortrag über „Verantwortung und Studium" auf dem Münchener 3. Deutschen Studententag in inhaltlichem Appell.

Indem jeder der behandelten Denker und Begriffe in seinem konkreten historischen Zusammenhang gesehen wird, erweist sich dialektisches Denken, das die wissenschaftliche Arbeitsteilung nicht mit der Struktur der Welt verwechselt, als wahrhaft rationales.

Die Differenz zur großen bürgerlichen Soziologie wird deutlich, wenn man Horkheimers Münchener Vortrag mit dem vor nunmehr über vier Dezennien ebendort und ebenfalls vor Studenten gehaltenen Referat Max Webers über „Wissenschaft als Beruf" vergleicht. Gegenüber Max Webers Ansicht, daß unabhängig vom geschichtlichen Gang der Aufklärung, der „Entzauberung der Welt", die verschiedenen Götter und Wertordnungen der Welt in unlöslichem Kampf untereinander stünden, „und zwar für alle Zeit", verweist Horkheimer auf die geschichtliche Verflechtung der Wertgebung wie allen Geistes: „Er hängt unlöslich mit dem Willen, den Interessen und Trieben der Menschen, mit ihrer realen Lage zusammen", heißt es in dem Aufsatz „Ideologie und Handeln". Die absolute Wertlehre, die davon abstrahiert, wie der positivistische totale Ideologiebegriff, der dem Geist das Moment seiner Selbständigkeit absprechen und ihn auf eine Art bedingten Reflex reduzieren will, erweisen sich — komplementär zueinander — als jener Relativismus, gegen den erst dialektisches Denken steht. Beschwört Max Weber im blind dahinstürmenden Rationalisierungsprozeß den persönlichen Dämon, der die Menschen den „Forderungen des Tages" gegenüber leiten soll, so sucht Horkheimer die Irrationalität der bisherigen Rationalisierung zu durchdringen: „Den Prozeß aufzuhalten, indem sie ihn begreift, ist die Hoffnung der Theorie."

Freilich fällt diese Hoffnung nicht mit ungebrochenem Optimismus zusammen. „Die Diktatoren im Osten ... kennen Geist nur als Schlauheit, Instrument, Indoktrination ... Sie verhalten sich zu den Gründern ihrer Weltanschauung wie Hitler zu Nietzsche oder der Großinquisitor zu Christus." Im Westen dagegen ist weniger der Druck auf die Menschen entmutigend als ihre Gefügigkeit gegen ihn. Adorno bleibt in seinen Analysen dieser Gefügigkeit und ihren Vermittlungen dicht auf der Spur. Er leitet sie aus der Ohnmacht der Menschen gegenüber der trotz und wegen Kulturindustrie und Verwaltung naturhaften und unbegriffenen Gesellschaft her, sowie aus deren psychischem Korrelat, der Angst. Die „Theorie der Halbbildung" ist eine funkelnde Explikation des Begriffs der Verdinglichung. Beziehungen und Verhältnisse schrumpfen dem gefügigen Bewußtsein zu Punkten: Institutionen werden personalisiert; Kulturgüter, deren eigener Sinn über sie hinausweist, werden Selbstzweck, Besitz; das Kontinuum der Zeit und mit ihm die Fähigkeit der Erinnerung und differenzierter Erfahrung verfällt zu bewußtloser Gegenwart; an die Stelle der Bewegung des Gedankens tritt sukzessiver, beziehungsarmer Konsum von Informationen; schließlich erfahren sich die einsamen Menschen selbst als Sachen.

Solange dieser Entfremdungsprozeß nicht vollendet ist, erfaßt die Gefügsamen das Gefühl der Schuld: „Weil ... Halbbildung gleichwohl an die traditionellen Kategorien sich klammert, die sie nicht mehr erfüllt, so weiß die neue Gestalt des Bewußtseins unbewußt von ihrer eigenen Deformation. Darum ist Halbbildung gereizt und böse ..." Wie Adorno in seiner Analyse astrologischen Materials „Aberglaube aus zweiter Hand" exemplifiziert, brütet derart gekränkter Narzismus, dessen enger Zusammenhang mit der Undurchsichtigkeit und Zufälligkeit der nur partiell rationalen Gesellschaft gezeigt wird, totalitäre Ideologie aus. Gleichwohl beharrt der Gefügige darauf, daß die Bedrohung der Menschen dinghaft, womöglich als eine Verschwörung Einzelner heraufziehe. „Kritisches Bewußtsein ist verkrüppelt zum trüben Hang, hinter die Kulissen zu sehen."

Was an Horkheimers und Adornos Arbeiten immer aufs neue fasziniert, ist die Verbindung weitgreifenden Gedankens und schneidender Kritik mit intellektueller Behutsamkeit, die bewahren, aufheben möchte, ohne affirmativ zu sein. Das erfordert freilich besondere Qualitäten: Man muß „gleichsam gesättigt sein mit der Tradition, um sie wirksam negieren, um ihre eigene lebendige Kraft gegen das Erstarrte und Selbstzufriedene wenden zu können". Und heute vielleicht noch schwieriger einzulösen ist der Anspruch der minima moralia des Intellektuellen, sich nicht ideologisch mißbrauchen zu lassen. — Von diesen Widersprüchen zu zeugen, ließe sich als Absicht des vorliegenden Buches definieren.

Peter Schafmeister

Kein Doktorandenfressen

Wolfgang Borchert, Die traurigen Geranien und andere Geschichten aus dem Nachlaß. Rowohlt-Verlag, 160 S., DM 6,80.

Fünfzehn Jahre ist Wolfgang Borchert tot. Nach dem 1949 erschienenen „Gesamtwerk" bringt der Rowohlt-Verlag nun noch ein schmales Bändchen mit zum Teil unveröffentlichter Prosa auf den Markt. Aber die Dissertationen und Abiturreferate müssen nach Lektüre dieses Bändchens nicht umgearbeitet werden, und die Legenden, die sich um die Person des Autors gerankt hatten, dürfen weiter gesponnen werden. Denn diese vierzehn Geschichten, Skizzen, Miniaturen beschäftigen (von einigen Ausnahmen abgesehen) nur aufs neue, daß Borchert, wenn er seine gefühlig-aufgeputschte Erlebniskraft in trockene und artifiziell gebändigte Sensibilität abfangen konnte, eindringliche, dem Leser immer neue Assoziationsketten eröffnende Prosa produzieren konnte. Man täuscht sich, wenn man glaubt, Borchert sei nur ein ekstatischer Ausdrucksdichter gewesen, dem die Epoche zu Hilfe kam und das hektisch-dämmerige Dahinsiechen. In „Die Kirschen" und „Maria, alles Maria" ist seine eigentümliche Schreibmanier am deutlichsten zu erkennen. Formal provozierte Dissonanzen werden durch reduzierten Wortgestus fast unhörbar gemacht. Es entsteht so der Eindruck von Steigen und Fallen, von Kreisen und Stillstehen im Inneren der Sprachbewegung, halb verzerrt, halb klar, ein Atemholen und Weggeben, ein Blick in den Spiegel und das Nichtgesehenwerden in der Rückspiegelung. Die Schwächen der Prosa Borcherts zeigen sich, wenn allzu deutlich Tendenzen, Meinungen vordrängen, auch Metaphern sich anbieten; hier rutscht Borchert auf rührende Weise ins Feuilleton und sehr häufig auch in Kitsch ab.

Alles in allem ist das Büchlein lesenswert, keine Schülerlektüre, kein Doktorandenfressen, sondern in seinen besten Stücken das Werk eines raffinierten, hybriden Berauschungstechnikers, — wenn er die Sprache laufen ließ und die Absichten vergaß.

Klaus Habermeier

Hülsmanns Hosenschlitz-Poesie

Dieter Hülsmanns: Les braguettes de la crapaudine ou saint-just et moi même, Verlag Christian Butterbach, Luxemburg.

Auf der Subskriptionskarte zu dem sechs Seiten Text umfassenden Buch des 20jährigen Autors Dieter Hülsmanns schreibt Tutor Jean-Pierre Wilhelm, man denke bei Hülsmanns an eine Entwicklungslinie der französischen Literatur, an Baudelaire, Mallarmé und Lautréamont. Hülsmanns habe einen totalen Bruch mit der Logik bewerkstelligt, die durch eine unheimliche und hintergründige Hyperlogik ersetzt würde.

Tatsächlich wird der Leser anfänglich in eine Sprache verstrickt, findet sich in einem unbekannten Netz, das zu ergründen ihm schwer fällt. Denn Hülsmanns hat sich losgelöst von jeder Form konventioneller deutscher Sprachgebung, findet ein neues Vokabularium für sich und seine hinter den Worten stehenden Wesen. Das hört sich an, wie mittelalterliches Chirurgendeutsch und ist nicht weniger als die exakte Beschreibung der Topographie des menschlichen Körpers, der in einem luftleeren Raum zu stehen scheint. Durch das Hülsmanns' eigene Vokabularium rücken diese Gestalten uns näher und obwohl wir keine Sympathie für sie und ihn empfinden können, lasten seine Worte und man beginnt seine eigene Haut zu untersuchen. Hülsmanns' ekstatisches Wortgemurmel hat auf jeden Fall hierzulande die „braguettes", auf gut Deutsch, Hosenschlitze literaturfähig gemacht.

Rolf-Gunter Dienst

Wielandforschung aus Texas

L. John Parker: Christoph Martin Wielands dramatische Tätigkeit. Bern und München. 1961. 192 Seiten.

Man kann sich einer gewissen Rührung nicht erwehren, wenn man liest, daß irgendwo in Texas ein amerikanischer Professor ein Seminar über Wieland hält und plötzlich in ihm dabei das Gefühl entsteht, daß über dieses Dichters Dramen einmal etwas Näheres gesagt werden müßte; und sich dieser Professor dann hinsetzt und versucht, „mit detaillierten Stilzitaten in das Innerste der Wielandschen Gedanken einzudringen und den Beweis für die Schönheiten und den Wert seiner dramatischen Werke zu erbringen" (Zitat aus dem Vorwort S. 5).

Rührung aber ist ein doppeldeutiger Affekt, und wenn man zu jener Tat im wissenschaftlichen Slogan einmal grundsätzlich ‚sehr verdienstlich' zu sagen wünscht, so liegt schon in der Tatsache, daß man abstrakt zu loben gewillt ist, ein Zweifel an der Selbstverständlichkeit der wissenschaftlichen Tat, denn weshalb sollte es gerade verdienstlich sein, über das eine zu reden und über das andere nicht? Der Drang, eine wissenschaftliche Leistung durch ‚sehr verdienstliche' der Kritik zu entrücken, maskiert ein Unbehagen oder bedeutet gar bereits fundamentale Kritik. Meist gesteht ein solches Urteil die Abseitigkeit der Thematik als Leistung zu.

Besteht nun das Unbehagen im vorliegenden Fall darin, daß man dem Mann aus Texas — grundsätzlich sicher ohne Berechtigung — nicht das Maß an geistiger Leidenschaft und Einsicht zutraut, das allein vermöchte, das Phänomen Wieland zu aktualisieren, oder befürchtet man mehr, daß ein solches Buch eigentlich nur Ausdruck jener naiven Selbstgewißheit einer Wissenschaft sein kann, durch die sie den Sinn ihrer Arbeit von vornherein im ein für allemal als Kulturwert gesicherten Stoff gegeben glaubt?

Es kann nun hier nicht darum gehen, das Vorurteil, welches man damit ohne Zweifel dem Buch entgegenbringt, zu rechtfertigen, indem man ihm seine Vorwegnahme entzöge und es so zum gerechtfertigten Urteil klären würde, doch sollen einige Momente angedeutet werden: mit Wieland verbindet sich die Erwartung, ihn als Bildungsgut behandelt zu finden und das am ehesten, wenn man in Texas über ihn spricht; man befürchtet geistige Enge, die man aber niemandem wünscht; so denkt man einfach, es sei besser, in Texas nicht über Wielands Dramen zu schreiben, um damit der gesteigerten Gefahr zu entgehen, plötzlich mit Antiquitäten zu handeln . . oder sollten ‚die Schönheiten und der Wert seiner dramatischen Werke' tatsächlich mehr sein als Altertümer? Das nun hatte das Buch zu beweisen, wenn es sich ein für allemal rechtfertigen wollte, oder ist das zuviel verlangt?

Allein — wenn man dem Autor gut will, dann könnte man ihm Naivität dort zugestehen, wo man eigentlich von kleinbürgerlicher Beschränktheit des begrifflichen Horizonts sprechen müßte. Wenn er dort sein Bestes leistet, wo er sich vertraut zeigt mit geschichtlichen Fakten und den Ergebnissen der wissenschaftlichen Beschäftigung mit seinem Gegenstand, so ist doch jene Vertrautheit nichts anderes als die Anerkennung einer unbedingten Autorität. Wieland wird eingebettet in die Urteile der Wissenschaft über ihn und seine Werke, die Werke würden eingespannt in Gattungsbegriffe, wenn nicht die Fülle historischer Beispiele etwa zur Entstehung des Singspiels den normierenden Versuch immer wieder auftauchender Definitionen auf sich beschränken würde. In den ‚Analysen' des Autors selbst macht er uns mit der „Milde", der „sittlichen Stärke" der Heldin bekannt, indem er uns Zitate vorsetzt, an denen diese Tugenden sich selbst offenbaren, darüber hinaus erwartet er vom Leser sogar, daß er ihm nachzuerkennen vermöchte, wie sich in Aleeste „die Sehnsucht einer wahren Frauenseele" (S. 98) in besonders deutscher Weise als Gattenliebe ausdrücke. Wie aber vermochte der Rokoko-Wieland sich gleichsam auf seine deutsche Innerlichkeit zu besinnen?

> „Wieland liebte seine Frau innig und schätzte das Eheleben hoch, deshalb konnte er Gattenliebe so ergreifend darstellen." (S. 97)

Man spürt dauernd, wie die Literaturbetrachtung, die keine eigenen Gedanken entwickelt, sich automatisch mit der Wertsphäre des Gegenstandes identifizieren muß, auch wenn sich nicht, wie im vorliegenden Fall, deutlich eine Affinität der moralisch-pietistischen Begriffswelt zur bürgerlichen Position des Autors zeigen würde. Der Mangel an eigenen Begriffen ist identisch mit dem Mangel an Distanz.
Doch, was bleibt noch zu sagen?

Wer sich für die Geschichte des Singspiels interessiert, der kann nach dem Buch greifen — besonders die Rolle des Bänkelsangs im 18. Jahrhundert ist interessant —, er findet sogar eine Menge Inhaltsangaben von Singspielen aus der Zeit Wielands und ist dankbar dafür. Alles andere ist gesagt; von einer Neubewertung von Wielands Dramen, wie sie der Verlag verspricht, kann natürlich bei jener begrifflichen Befangenheit im wahrsten Sinne des Wortes keine Rede sein, zumal es zum gesicherten Besitz der Forschung gehört, daß man in Wielands „Aleeste" die unmittelbare Vorläuferin von Goethes Iphigenie zu sehen habe.

Helmut Hartwig

Pädagogik morgen

wird nur auf den wissenschaftlich unterbauten Prinzipien wirksamer Informationsübermittlung an Jugendliche und Erwachsene möglich sein. Diese Prinzipien liefert Ihnen

die Neuerscheinung

HELMAR FRANK

Kybernetische Grundlagen der Pädagogik

Eine Einführung in die Informationspsychologie und ihre philosophischen, mathematischen und physiologischen Grundlagen 186 S. brosch. DM 12,80

Wichtig und unerläßlich für den Lehrer und Erziehungswissenschaftler, für den Ingenieur und Organisator, für Schule und Hochschule, für jeden Redner und für den gebildeten Laien, für Journalisten und Schriftsteller. Ein entscheidender Beitrag zur Überwindung der unzeitgemäß gewordenen Kluft zwischen Natur- und Geisteswissenschaften!

Durch jede Buchhandlung

AGIS - VERLAG BADEN - BADEN

Gauthier - Villars EDITEUR PARIS

BESTELLSCHEIN

Ich bestelle hiermit ein Vollabonnement (DM 6,— jährl.) / ermäßigtes Abonnement für Studenten und Schüler (DM 3,— jährl.) der Zeitschrift DISKUS für 1 Jahr.

Wenn nach Ablauf dieses Zeitraums nicht gekündigt wird, verlängert sich das Abonnement automatisch und ist monatl. kündbar.

Den ersten Jahresbetrag überweise ich unaufgefordert auf das Konto der Commerzbank Frankfurt am Main Nr. 42197

Name .....

Anschrift .....

Hochschule (falls Student) .....

7/62 (Unterschrift)

UNSERE ADRESSE: FRANKFURT/MAIN, MERTONSTR. 26—28

DISKUS in Frankfurt

1962 · August · 12. Jahrgang

Roberts im Fleisch

Bigotter Kurzschluß im Lautsprecher Exta se auf Ratenzahlung

Der Saal ist zum Bersten voll mit aufgeweichten, geknickten Gesichtern, Ordner verteilen die letzten Exemplare von „Suchst Du Heilung" für drei Mark das Stück unter die Unglücklichen. Die Massenexekution im Robertschen Tiefschlag-Stil beginnt. Zielscheiben in erster Linie: Gebetskarte A, Krebs, Gebetskarte A Blindheit, Epilepsie, Gebetskarten A, A, A. Kostenlos die prayer-cards. Werden von der Kollekte finanziert: ... **to give as God has given to you ...!** Geben ist eines der Geheimnisse, Geld klirrt, Ordner schwirren aus, Hammondorgel, vor dem Mikrofon posiert eine schwammige Person im Gebet, erste Verzückung greift um sich. Da und dort Arme steif und starr nach oben gereckt, dann kommt er, Roberts.

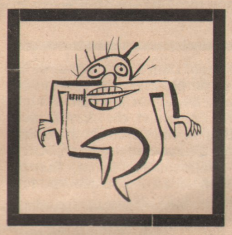
We came because we love you and we have good news: God is a good God and the devil is a bad devil ... Mit derartigen Apercus beginnt Gottes braungekleideter, mittelgroßer Napoleon die Schlacht, in Sekundenschnelle übertreffen er und Mister Interpreter jeden Steppenwolf an Jaulen und Flehen, aber diese Wölfe artikulieren im Gejaul und mit zwillingsgleichen Gesten die Hoffnungen verklemmter Drüsen im Namen Gottes, Befreiung von **hate and bitterness,** Befreiung von Furcht, von **hate and bitterness,** von Furcht ...

Er steigert sich, der ewig gleiche Heulton: Er wird einen neuen Mann aus dir machen, eine neue Frau, mit neuem Begehren, mit neuen Forderungen ... **du wirst es wie ein Beben in deinem Leib spüren und es wird auf dein Fleisch drücken ... eure Jünglinge sollen Gesichte sehen und eure Ältesten sollen Träume haben ... Ich bin der Kontrollpunkt Gottes.** Wiederholt es: **Kontaktpunkt! Kontaktpunkt!**

Es kann nichts mehr schief gehen. Obwohl der Stuhl des Vordermanns berührt werden soll, fliegen bei **„power and fulness"** Gottes mehr und mehr Arme hoch, aber er kennt kein Erbarmen. Unter Hallelujahrufen, während Gott längst Ttog und Ttog längst Gott geworden ist, müssen sie auf die Knie.

Da: ein Meer flacher Rücken. Böiges Wimmern. Manager fotografiert verzücktes Flüstern, Malaria im Morast. Jetzt wird aus dem Steppenwolf der dämonische Patriarch, händeauflegend, zuweilen der Naiv-Begnadete. Will er mit Gottes Sex-Appeal und eigenem Blinde heilen? Da steht ein Fräulein vor ihm. **„Was soll ich mit Ihnen** tun?" fragt er sie. Behutsam legt er ihre Hände über Kreuz in die seinen, schlagartig reißt er dann die Arme hoch. Rauf! Runter! Rauf! Runter! Durchs Mikrofon tönt es seligweinerlich: **Hallelujah. Hallelujah** im Saal. Krebskranken, Blinden, Epileptikern, allen schlägt er seine Pranken in die Kinnbacken, allen brüllt er **loose** oder **heal** entgegen, allen sagt er, wie er Gottes Kraft verspürte, damit auch sie es sagen.

Hat er vorher um Menschen gefeilscht, jetzt verkauft er sie. Die Verkauften, die angesichts eines Podiums von Zynikern die unmittelbare Gegenwart Gottes spüren müssen, weil Mr. Roberts viel Geld verdienen will, denen diese Psychose den bitteren Rest ihres Lebens, Schmerzen und Angst in Kitsch umwandelt, kann man nur trösten: Ihr seid noch einmal davongekommen. Heinrich Schirmbeck



semest
erend
eseme
sirius

Brechreiz

Verspüren Sie einen Brechreiz, verehrter Leser? Dieses Gefühl müßte Sie nach Ansicht des Frankfurter DISKUS bei der Lektüre dieser Zeilen überkommen. Sollten Sie also der Auffassung sein, daß den Ansichten dieses Organs der Wahrheitsgehalt zukommt, den es offenbar für sich selbst beansprucht, so werfen Sie diese Blättchen gleich in den Papierkorb! Wir empfehlen es Ihnen: der Brechreiz wäre sonst unausbleiblich.

Nun gibt es neben den vom DISKUS so sorgsam betreuten „harmlosen Zeitgenossen" unter den hiesigen Studenten wohl sicher noch solche, deren Magen etwas resistenter ist. Für diese das weitere.

Nach Ansicht des DISKUS wird hier eine Art geistiger Strip Tease veranstaltet. Nichts dagegen. Wohl dem, der so wenig zu verbergen hat! Anderorts probiert man diese Show auch. Bei Herrn Sirius endet sie allerdings schon damit, daß nach dem Ablegen des „dünnen Lakens der Geduld" das etwas gröbere Gewand einer recht impertinenten Selbstgefälligkeit zum Vorschein kommt. Selbst Strip Tease ist eben nicht jedem gegeben.

Gewiß, wir verfügen nicht über den so wunderbar ausgereiften Sprachstil von Sirius. Er wird uns immer ein Vorbild sein (wenn auch manchmal – man gestatte diese Äußerung aus unberufenem Munde – dessen Fluß durch den so sorgsam kultivierten maliziösen Intellektualismus etwas ins Stocken gerät). Aber verehrter Leser, wollen Ihnen keine literarischen Genüsse bereiten, wir wollen Sie nur informieren und unsere Meinung kundtun. In aller Bescheidenheit verzichten wir deshalb auch darauf, ihnen zwei Groschen abzufordern. Wir verzichten sogar auf Subventionen durch die Studentenschaft. Wir glauben, daß es für Sie förderlich ist, nicht nur durch den DISKUS informiert zu werden. Für den DISKUS mag dies einen Brechreiz bedeuten. Wir können nicht ändern.

Natürlich betrachten wir diese Kontroverse als Spaß (auch wenn sich manchmal der Verdacht aufdrängt, eine frühere Auseinandersetzung hätte bei den Herausgebern des DISKUS ein Trauma hinterlassen). Wäre sie es nicht, es würde gar zu ernst. Denn wo käme man hin, wenn man das Recht auf Meinungsäußerung von der Note im Deutschaufsatz abhängig machte und – sollte dies nichts nützen – „Exekutionsanlagen" bemühen wollte. Deutschnote als Kriterium wäre zwar neu, aber warum sollte man dann nicht gleich auch ein paar andere, anderswo schon gängige, anwenden? Doch weiß das auch der DISKUS. „Gleichschaltung" ist bei ihm ja sehr verpönt, und sicher besonders diejenige mit Hilfe von Exekutionsanlagen. Und darum wars eben nur ein Spaß, nicht wahr? Joachim Hirsch

Zitiert nach: ISSF-Bericht 1/62

Es ist bedauerlich, daß der obenzitierte Hirsch nicht zu den miserablen Schreibern der ISSF-BERICHTE gehört. Leider. Auf die Hirschjagd müssen wir verzichten. Aber dafür drucken wir den Hirsch. Zur Information, und weil wir das Recht auf Meinungsäußerung nicht von einer Deutschnote abhängig machen, auch wenn uns der sprachliche Gestus, dieser hektographierte Gestus manchmal nicht gefällt.

Die Ereignisse dieses Sommersemesters kann man – wenn man ehrlich sein will, – kaum mit der vielgeschmähten Twenvokabel **dufte** bezeichnen. Denn dieses Semester gab sich seriös, tailor made, in Nyltest und mit gestreifter Fliege.

Was tat es da zur Sache, daß Kommilitonen, pardon, um deutsch zu sein, Hochschüler mit deutscher Haartracht Hochschülern mit ebenfalls deutscher Haartracht eine Zeitung anboten, die sicherlich von Hochschülern mit dergleichen deutschen Haartracht herausgegeben wird. Das geschah unter der Hand. Nicht heimlich. Nur unter der Hand: Wer „undeutsche" Fransen im Gesicht trug, höhnisches Achselzucken. Wer zuviel fragte, gemimtes Unverständnis. Die Elite wurde nach Habitus und Aussehen auf der Straße auserwählt, kritisch und nach zu Genüge bekannten Gesichtspunkten.

Derartige Verhaltensweisen demaskieren die Basis dieser „Studentenzeitung", in der zwar Herr Globke noch nicht schreibt, dafür aber Theodor Oberländer, Herbert Böhme und andere für das Saubere, Ehrliche, Gesunde in Politik und Literatur fechten. Gefahr? Vielleicht! Symptom? Sicher! Denn in unserem Land geht es „rückwärts aufwärts" (Enzensberger), und die Restauration proklamiert sich zum Fortschritt. Sela.

Die Ausnahme und die Regel

1930, als das Auftreten des Faschismus von der Ausnahme zur Regel überging, die totgeborene Republik, unfähig die richtigen Maßnahmen dagegen zu ergreifen, sich zu ihrer endgültigen Liquidation anschickte, entstand Brechts, nun von der NEUEN BÜHNE aufgeführtes Stück „Die Ausnahme und die Regel". Wie die gleichzeitig geschriebene „Maßnahme" und die Gorkibearbeitung der „Mutter", zählt es zum Typus des Lehrstücks, der radikal agitatorischen Vorform des später voll entfalteten epischen Theaters. Der jetzigen Inszenierung liegt eine leicht geänderte Fassung zugrunde. Hinzugefügt wurden vor allem zwei Sprecher, die Chortexte sprachen; Brecht hatte sie später geschrieben, um den Lehrstückcharakter zur „Dialektik auf dem Theater" zu erweitern.

Die Fabel des Stückes ist einfach. Ein Kaufmann durchquert mit seinem Träger eine Wüste. Der Zweck der Reise ist die Gewinnung einer Ölkonzession. Um vor den Konkurrenten das Reiseziel zu erreichen, treibt der Kaufmann den Kuli brutal an, mißhandelt ihn. Als beide dem Verdursten nahe sind und der Kuli dem Ausbeuter seine Wasserflasche geben will, erschießt ihn dieser, weil er annimmt, er wolle ihn erschlagen. In der folgenden Gerichtsverhandlung wird der Mord des Kaufmanns judikativ-zynisch gerechtfertigt. Selbst wenn das Verhalten des Kulis eine Ausnahme von der Regel bedeute, habe sich der Kaufmann an die vernünftige Regel halten müssen, nach der der Gepeinigte, wenn es ihm möglich sei, sich an seinem Peiniger zu rächen versuche. Dies annehmend, habe der Kaufmann nur in „berechtigter Notwehr" gehandelt.

Die Simplizität der Fabel, ihre Reduktion aufs Parabolische, dient der Konkretion gesellschaftlicher Realität. So ist das Stück nichts anderes als die exemplifizierte Darstellung der Herr-Knecht-Dialektik in deren extremster Situation. Der Schauspieler stellt nicht irgendeinen Charakter dar, sondern er zeigt einen Typus, den des Ausbeuters, den des Ausgebeuteten.

Diese sozialpsychologische Profilierung der Personen ist der Regie in toto gelungen, wenn auch noch Einzelnes nicht in die epische Darstellungsweise integriert zu sein scheint. So etwa, als der Kaufmann den Kuli überreden will, den reißenden Fluß zu durchqueren. In der Darstellung wird seine plötzliche Vertraulichkeit nicht als Schein transparent, hinter dem die Drohung der Gewalt sichtbar wird. Überhaupt ist die Figur des Kaufmanns etwas zu oberflächlich gezeigt. Man nimmt ihr die verschlagene Unmenschlichkeit nicht immer ab. Die Differenz zwischen Herr und Knecht wird verwischt. (Der Gerechtigkeit halber muß aber gesagt werden, daß der Darsteller die Rolle erst kurz vor der Première übernommen hat.) Auch an anderen Stellen sitzen die sprachlichen Akzente schief.

Durch die Kargheit seiner Worte dringt die Hoffnungslosigkeit seiner Situation hindurch. Hier und in der Gerichtsszene hat jedes Wort seine Bedeutung, die Akzentuierung ist adäquat. In dieser letzten, wohl am besten durchgebildeten Szene der Aufführung gewinnen die Gesten, sonst nur recht lax gehandhabt, ihre volle Wirkung. Mit fast artistischer Präzision geben sie den Worten Gestalt, unterstreichen sie hier, denunzieren sie dort als Schein.

neue bühne nelly sachs

eli

20. 21. 23. 24. Juli 1962

Auch die scharfe und klare Diktion der zwei Sprecher rundet den ausgezeichneten Eindruck, den diese Aufführung hinterlassen hat. Ihre Mängel sind die studentischen Laienspieltheaters; wo aber die Realisierung des Stoffs ästhetisch auf der Bühne gelingt, geht sie weit über die Grenzen hinaus, die jenem Theater sonst gesetzt erscheinen. G. A. H.

Anstoß

Vertriebene nehmen erneut Anstoß an DISKUS-Artikel

In einem Referat auf dem Landeskulturtag des Bundes vertriebener Deutscher (Hessen) beschäftigte sich der Landesvorsitzende dieses Bundes und Landtagsabgeordnete Josef Walter (Gesamtdeutsche Partei) mit der Haltung der Studentenpresse gegenüber den Forderungen der Vertriebenenverbände. Walter setzte sich dabei auch mit einem Beitrag über den Sudetendeutschen Tag auseinander, der im letzten DISKUS abgedruckt war. Sinngemäß erklärte Walter, daß Peter Miska (Reporter der Frankfurter Rundschau, der sich durch Artikel über die Vertriebenenorganisationen unbeliebt gemacht hat. D. Red.) „seinen Meister" gefunden habe. „So gemein" wie der Verfasser der Betrachtungen zum Sudetendeutschen Tag könne nicht einmal Herr Miska sein. Dieser Artikel müsse jedem anständigen Menschen die Schamröte ins Gesicht treiben. Walter stellte die Frage, ob eine Gesinnung, wie sie aus den Impressionen unseres Mitarbeiters herauszulesen sei, durch kommunistisch gelenkte Kreise, womöglich unter der Dozentenschaft, in die junge Generation eingepflanzt werde. Zum Beweis führte Walter eine Meldung des „Neuen Deutschland" an, in der von 112 kommunistisch infiltrierten Professoren in der Bundesrepublik die Rede gewesen sei.

Buchhandlung für Universitätswissenschaften
Bockenheimer Landstr. 133
Zentrale: Steinweg 3
Ruf 26641, 68764

Peter Naacher

Bücher für Ihr Studium · Literatur unserer Zeit
Wesentliche Veröffentlichungen des In- und Auslandes

foto **WAGNER**

Das Fachgeschäft an der Bockenheimer Warte macht Ihnen das FILMEN und FOTOGRAFIEREN leicht.

Wir verleihen FILMKAMERAS und FOTOAPPARATE zu günstigen Bedingungen
Bitte verlangen Sie unsere Preisliste **TELEFON 771657**
Nur 1 Minute von der Universität

Die Reiseleitung läßt schön grüßen

Westdeutschlands Touristikindustrie hat seine vielversprechende Neuentdeckung. Vielleicht wird sie sogar einmal ihr Lieblingskind. Denn die ständig steigende Zahl der fahrenden Scholaren, die deutsche Kultur und deutsches Wurstpapier über die Grenzen ihres Vaterlandes in fremde Lande tragen, läßt noch Außerordentliches erwarten. Unsere akademische Jugend ist reiselustig geworden. Prompt wurde man auf sie aufmerksam und gibt sich jetzt redliche Mühe, den ungeahnt fetten Braten mit Anstand zu verspeisen.

Vielfältig und verlockend ist das Angebot an mehr oder weniger preisgünstigen Ferienreisen speziell für Studenten. Mit etwas Geschick und entsprechender Reklame glaubt man sein Geschäft machen zu können.

Den Rahm dieses akademischen Teils des bundesrepublikanischen Reisegeschäfts schöpft die Auslandsstelle des Bundesstudentenringes e. V. ab. Nebenbei existieren noch an jeder Universität die lokalen Reisereferate – teils unter AStA-Regie, teils geschickten Funktionären, sogenannten Reisebeauftragten, überlassen. Und natürlich die rein kommerziellen Reiseunternehmen in allerlei „akademischer" Verkleidung.

Wer ist nun eigentlich die „Auslandsstelle des Bundesstudentenringes e. V."? Wer schuf sie und wer leitet sie? – Der Bundesstudentenring ist ein Gebilde, in das die Dachorganisationen der westdeutschen Studentenschaften ihre Vertreter entsenden. Dieser Bundesstudentenring besitzt eine Sozialstelle und eine Auslandsstelle, die als e. V. eingetragen ist. Derzeitiger Geschäftsführer ist der frühere Landesverbandsvorsitzende von Nordrhein-Westfalen, Baerecke, und seit neuestem gleichberechtigt der frühere Star-Versammlungsleiter unzähliger VDS-Versammlungen, Lottenburger. Bei der Gründung ging man von dem Gedanken aus, eine Zentralstelle zu schaffen, die für die einzelnen AStA Reisen planen und kalkulieren sollte, während die Durchführung bei den AStA bleiben sollte. Nun, was aus diesem Plan wurde, sieht man sofort, wenn man das Programm der Auslandsstelle zur Hand nimmt. Die AStA-Reisereferate sind hier die Kundendienststellen und die Auslandsstelle mittlerweile eines der größten Reiseunternehmen der Bundesrepublik. Im letzten Jahr allein wurden, wie es so schön im Prospekt heißt, mehr als 150 000 Studenten „mit Bahn oder Bus – auf Schlafsesseln oder in Liegewagen – einmal Zwoter quer durch Europa geschaukelt."

Man könnte meinen, dieser Erfolg habe seine Ursache in besonders preisgünstigen Angeboten. Die Auslandsstelle soll ja gemeinnützig und ohne Gewinn arbeiten. Doch sieht man sehr bald, daß man mit dieser Annahme einer Täuschung unterliegt. Denn nimmt man zum Vergleich etwa die Angebote der TOURING-Reisen, so kommt man zu bemerkenswerten Resultaten. Zum Beispiel:

Auslandsstelle: Lloret/Costa Brava
13 Tage Vollpension, 5 Tage Busfahrt Bonn – Lloret und zurück, 3 Übernachtungen.
338,– DM

Touring: Lloret/Costa Brava
14 Tage Vollpension, Liegewagen Bonn – Lloret und zurück, 1 Mittagessen.
376,– DM
Nimmt man das nur wenige Kilometer südlich gelegene Blanes bezahlt man 346,– DM.

Auslandsstelle: Cola Santany/Mallorca
14 Tage Vollpension, Busfahrt Bonn – Barcelona und zurück mit 4 Übernachtungen und 3 mal Frühstück, Flug Barcelona – Mallorca – Barcelona.
365,– DM

Touring: Palma die Mallorca
14 Tage Vollpension, Fahrt im Liegewagen Bonn – Barcelona – Bonn, 1 Mittagessen, Stadtrundfahrt in Barcelona, Flug Barcelona – Mallorca – Barcelona.
381,– DM

Auslandsstelle: Loana/italienische Riviera
327,– DM

Touring: Loana/italienische Riviera
329,– DM

Die Leistungen sind bei beiden Unternehmen hier gleich, doch bietet Touring das bessere Service (z. B. freie Strandkorbbenutzung usw.). Man sieht also, so billig ist die Auslandsstelle auch wieder nicht. Oft ergibt sich bei Ferienreisen nur eine Preisdifferenz von 30 bis 40 DM, zumal einige Flugpauschalreisen bei den kommerziellen Reisebüros trotz größerem Komfort preisgünstiger sind. Hier scheint demnach gar nicht so gemeinnützig kalkuliert zu werden. Der Blick aufs Portemonnaie ist doch zu deutlich. Dabei versteigen sich die Erwartungen, die man an die Leistungsfähigkeit des studentischen Geldbeutels setzt, in komisch akrobatischer Manier bis auf schwindelnde Höhen. Wer, so fragt man sich kopfschüttelnd, mag die Idee gehabt haben, eine vierwöchige Flugreise nach Korfu zu planen und sie den Studenten zum Sonderpreis von 1120,– (eintausendeinhundertundzwanzig) Mark feilzubieten? Was hat das noch mit der Gründungsidee zu tun?

Der Grund für den hohen Preis aller dieser Angebote liegt sicherlich in der unmäßig aufgeblähten Bürokratie der Auslandsstelle. In Bonn arbeiten 54 Mitarbeiter; dazu kommen vier Auslandsbüros in London, Paris, Barcelona und Athen mit gutbezahlten Geschäftsführern. Nicht vergessen darf man die für teures Geld erworbene Lochkartenmaschine, die sich alsbald als unbrauchbar erwies und nun im Keller der Auslandsstelle auf bessere Verwendung wartet. Vielleicht stimmen sogar die Gerüchte, daß die Auslandsstelle erhebliche Summen für die Sanierung von Konkurrenzunternehmen ausgegeben hat. Wie anders könnte es sonst möglich sein, daß etwa das hiesige Reisereferat eine Winterreise bei gleichen Bedingungen um etwa 45 Mark billiger anbieten kann.

Zum Glück gibt es nämlich noch einige unabhängige Reisereferate, die durch scharfe Kalkulation den Studenten gute Reisen zu günstigen Preisen anbieten können und so eine echte Konkurrenz darstellen. Denn von den Auslandsreiseleitern und sonstigen Institutionen kann man offensichtlich kein Verständnis fürs gemeine Wohl mehr erwarten. Sie sind darauf angewiesen, bei allen Reisen einen erheblichen Gewinn zu erzielen. Bedauerlich ist und bleibt aber, daß dieser Gewinn aus der Tasche der reise- und bildungshungrigen Studenten fließen muß. Hier bleibt nur noch zu hoffen, daß wenigstens die wenigen Reisereferate, die noch wirksam konkurrieren können, mit Unterstützung der Studentenschaft sich mühen, diese Dinge nicht ins Uferlose wachsen zu lassen.

AE

personalien

Gottfried Weber, Germanisten-Nestor, verlegte eine Lehrveranstaltung anläßlich der Rektoratswahl auf einen Zeitpunkt, an dem laut Begründung nichts Nennenswertes konkurriere, laut Vorlesungsverzeichnis aber die Kollegen Sturmfels und Goez philosophieren.

Jürgen Fischer, Rektoren-Doktor, weissagte in seiner Eigenschaft als Generalsekretär der Westdeutschen Rektorenkonferenz in den BADISCHEN NEUESTEN NACHRICHTEN eine fernmündliche Problemförderung der europäischen Wissenschaft: „Und wenn sich dann ... die schwierigsten Angelegenheiten der europäischen Bildungspolitik durch Telefongespräche zwischen den Präsidenten der nationalen Konferenzen fördern lassen, ... dann wird sichtbar, wohin der Weg geht: zu einer Europäisierung des nationalen Hochschulwesens in Europa".

Ernst Schütte, Hessischer Minister für Erziehung und Volksbildung, gab auf einem Vortragsabend in der Frankfurter Universität zu verstehen, daß auf Grund von Umdispositionen in der Universitätsbauplanung von einem Bauplatz für die Hochschule für Erziehung noch nicht gesprochen werden könne.

Harm Rösemann, Münchener Student und Preisträger der Westdeutschen Rektorenkonferenz, ist vom Senat der Hansestadt Bremen in die Kommission für die Bremer Universitätsgründung berufen worden.

Gisela Karschuck (21), deutsches Schönheitsidol 1962, lächelt zur Zeit in Amerika, um in Long Beach Miß Universum zu werden. Studentin Gisela lächelt ansonsten in der Frankfurter Hochschule für Erziehung. Alles in allem: kein mißlicher Beitrag zur internationalen Anerkennung der deutschen Wissenschaft.

Alfred Fiedler (55), in Ehren ergrauter SHB-Genosse, beschlagnahmte im Verlauf innerparteilicher Differenzen mit der Frankfurter SHB-Ortsgruppenleitung sämtliche Manuskripte des in Vorbereitung befindlichen SHB-Organs „voran" und bewirkte damit, daß es mit „voran" nicht recht „vorwärts" gehen will. Besagter Fiedler hatte nämlich den Boten zur Druckerei spielen sollen. So blieb den Genossen nur übrig, den ungetreuen Botengänger beim Kadi zu verklagen, ihn als Fraktionsbilder auszuschließen und sich abermals an die steinige Arbeit zu machen, neue Manuskripte zu dichten. So sieht's auch aus.

Wolf Berger, Leutnant der Reserve und AStA-Stellvertreter mit Ambitionen, erinnerte sich anläßlich des Universitätssommerfestes seiner Dienstzeit bei den Feldjägern. Um seinem ehemaligen Wehrbereichskommandanten zu beweisen, daß ein Feldjäger auch ohne Uniform seinen Mann steht, lud er ihn als Ehrengast zum Ball im Zoo ein. Kommandeur Köhler von der 5. Panzerdivision auf Schloß Oranienstein bei Dietz/Lahn nebst Gattin und Begleitoffizier Oberleutnant Weick vom Divisionsstab zeigten sich über derartig vorbildliche Anhänglichkeit des Gedienten Berger höchst erfreut.

Gerhard Leithäuser, Geschäftsführer der Stiftung Studentenhaus, hat zum 31. August dieses Jahres gekündigt. Eine Ausschreibung der Stelle ist noch nicht erfolgt.

Ingo Homt, Präsident des Studentenparlaments, hielt am 2. Juli bei einem „round table"-Gespräch der Professoren über das Verhältnis Universität–Korporationen das Referat des Abends. Zustandegekommen war diese Aussprache auf Anregung der „Arbeitsgemeinschaft Frankfurter Korporationen" (AFK), zu der sich hauptsächlich mensurbeflissene Frankfurter Verbindungen zusammengeschlossen haben. Da die zehn katholischen Korporationen mit insgesamt 700 Mitgliedern allerdings eine Mitarbeit in der AFK ablehnen, repräsentiert diese lediglich etwa sechzig Prozent der Frankfurter Korporationsstudenten.

Manfred Müller, Studentenhaus-Tutor und SHB-Landesvorsitzender, bangt um seine Tutorenstelle. Der Heimvollversammlung liegt ein Antrag vor, ihn am 18. Juli dieser seelsorgerlichen Funktion zu entbinden.

Bei der satzungsmäßig vorgeschriebenen Neuwahl des Rektors wurde der ordentliche Professor für Geschichte der Medizin Dr. med. Dr. med. dent. Dr. phil. Walter **Artelt** für das Rektoratsjahr 1962/63 gewählt.
Prorektor wird damit der derzeitige Rektor, Prof. Dr. rer. pol. Dr. rer. pol. h. c. Fritz **Neumark.**
Zu Dekanen für das Amtsjahr 1962/63 wurden gewählt:
Rechtswissenschaftliche Fakultät:
Prof. Dr. iur Günther **Jaenicke** (Öffentliches Recht),
Medizinische Fakultät:
Prof. Dr. med. Wilhelm **Krücke** (Neuropathologie),
Philosophische Fakultät:
Prof. Dr. phil. Walter **Schlesinger** (Mittlere und neuere Geschichte und historische Hilfswissenschaften),
Naturwissenschaftliche Fakultät:
Prof. Dr. phil. Theodor **Wieland** (Organische Chemie),
Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät:
Prof. Dr. agr. Hermann **Priebe** (Agrarwesen).

leserstimmen

Unser Interview mit dem Sozialistischen Deutschen Studentenbund (SDS) (Tauwetter in Ulbrichts Machtbereich?, DISKUS Nr. 6/62) hat eine lebhafte Diskussion ausgelöst. Wir veröffentlichen heute eine Zuschrift des Sozialdemokratischen Hochschulbundes (SHB) zum gleichen Thema. Zu unserem Bedauern waren wir aus Plazierungsgründen gezwungen, den Beitrag zu kürzen.

Einem Interview mit Thomas v. d. Vring (SDS) in der Juli-Ausgabe des „DISKUS" mußte ich entnehmen, daß eine Politik, deren Ziel die Wiedervereinigung Deutschlands ist, heute von vornherein disqualifiziert und deshalb auch nicht erstrebenswert sei. Dafür solle eine Liberalisierung der Verhältnisse in der „DDR" angestrebt werden.
Bei der Beurteilung dieser Äußerung scheint mir die Grundkonzeption von evidenter Wichtigkeit zu sein, die v. d. Vring entwickelte. Und diese erinnert erschreckend deutlich an die Bismarcksche Theorie: **Politik meint, das Mögliche zu erreichen!** Hält sich der SDS-Sprecher an diese Formel, so ist seine Äußerung über die Chancen der Wiedervereinigung zu verstehen. Für mich aber entsteht hierbei die Frage, ob es richtig ist, eine derartige Konzeption vorbehaltlos zu übernehmen ... Politisches Handeln soll doch vielmehr sein: „Immer wieder versuchen, das Unmögliche möglich zu machen" (Th. Dehler).
Eine deutsche Bundesregierung muß heute eine kühne, offene Politik führen. Das „Kühn und Offen" will hierbei kein Hin zum im Ansatz schon falschen „Roll-Back" Dullesscher Prägung bedeuten. Diese Politik soll vielmehr die Zielsetzung der Sowjets, den politischen Besitzstand in Europa zu stabilisieren und dem Westen in Berlin eine spektakuläre Niederlage mit schwerwiegenden psychologischen, politischen und militärischen Folgen für das westliche Bündnis zu bereiten, schon im Ansatz vereiteln. Chruschtschow versucht dem Westen, die konstruierte Alternative „Krieg oder Kompromiß" aufzudrängen. Dem kann nur mit einer offensiven Politik, deren Ziel die Wiedervereinigung sein muß, begegnet werden. Hauptbestandteil dieser Politik ist die Ausnützung der schwachen Stellen im Ostblock: Kolonialsystem in Europa, Dauerkrise in der „DDR". Ein politischer Waffenstillstand in Europa kann nur dem Osten nützen, d. h. die Wiedervereinigung weiter hinauszögern.
Die Sowjets werden zwar durch politischen Druck nicht aus der Zone zu vertreiben sein, aber mit Hilfe der geforderten offensiven und verhandlungsbereiten Politik kann der UdSSR begreiflich gemacht werden, daß sich hohe politische, wirtschaftliche und militärische Investitionen in der „DDR" nicht auszahlen.
Hier muß ich nochmals auf den Liberalisierungsvorschlag des SDS zurückkommen. Ich muß ihm entgegenhalten, daß Wiedervereinigung und gewisse Freiheiten für die Bevölkerung der „DDR" keine Alternativen sind, sondern daß sie im Sinne einer politisch realen Konzeption für die Wiedervereinigung einander bedingen.
Erst wenn die Sowjets eingesehen haben, daß ein Verbleib in der „DDR" sich nicht mehr lohnt, wird Moskau zu einem militärischen Vergleich in Europa bereit sein. Das ist aber nur durch eine zielbewußte Wiedervereinigungspolitik zu erreichen, die vordergründige Emotionen außer acht läßt und die realen Möglichkeiten vorurteilsfrei einschätzt. Daraus ist zu folgern: „Eine Stabilisierung des DDR-Regimes muß mit allen vertretbaren Mitteln verhindert werden. Keine völkerrechtliche Anerkennung der „DDR". Verstärkung der Propaganda (Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit den Ostblockstaaten)" (beschlossen auf der 3. BDV des SHB in Welper).
So, und nur so, darf die Frage der Wiedervereinigung angefaßt werden. Konservatives Beharren auf bestehenden Machtverhältnissen, das will meinen, der Unwille ob konsequenter, neuer Initiativen in der westlichen Politik, ist genauso gefährlich wie die gesellschaftsphilosophisch bedingte „a priori Antihaltung" gegenüber jeglicher westlicher Politik.

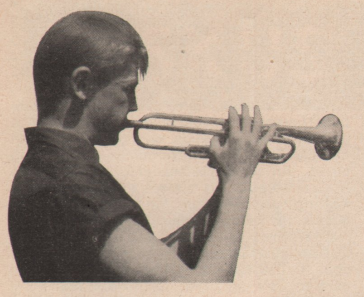
Helmut Bilstein

Sehr geehrte Redaktion!
Wahrscheinlich bin ich nicht der einzige an unserer Universität, der die Passivität des Lehrstuhls für Poetik bedauert.
Ich möchte Sie fragen, ob Sie nicht in einer Ihrer nächsten Ausgaben zu dieser Frage Stellung nehmen könnten, da Ihnen die Umstände für das Ausbleiben der Wirkungen eines vielversprechenden und „großsprecherischen" (leider) Unternehmens, das inzwischen an anderen Universitäten Furore macht, näher bekannt sein dürften.
Auf Ihr Entgegenkommen hoffend

Jochen Vieregge, stud. phil., Frankfurt/M.

Frankfurt a. M., Goethestraße 1 (am Goetheplatz) Telefon: 2 36 33 und 2 52 64
Fachbücher aus allen Gebieten: Jura, Wirtschaftswissenschaft, Technik, Medizin, Naturwissenschaften
Universitätsbuchhandlung
Blazek & Bergmann

Luise Pollinger
Papier · Bürobedarf · Drucksachen · Schreibmaschinen und Schreibmaschinen-Reparaturen
Füllhalter-Reparaturen innerhalb 24 Stunden in eigener Werkstatt · Selbstbedienung:
Bockenheimer Landstraße 133 · Fernruf 77 63 77
Kollegbedarf
Füllhalter
Feinpapiere
Geschenke
Büro-, Zeichen-, Schulartikel
Frankfurt am Main · Bockenheimer Landstraße 131 · Fernruf 77 55 89



Die verstopfte Posaune

Daß sich hierzulande jedermann zum Sittenrichter aufwerfen zu können glaubt, auch wenn es um die Legitimation dazu bedenklich bestellt ist, war bekannt. Wir haben uns daran gewöhnen müssen. Der Bock als Gärtner: ein auch an dieser Universität alltägliches Schauspiel.

Nicht einfach hingenommen werden aber kann ein Coup, der in seiner Durchsichtigkeit und Spekulation auf die Scheu der Zeitgenossen vor einer gerichtlichen Gegenwehr das Maß des bisher Gebotenen noch übersteigt. Es gibt Situationen, in denen einige Unverbesserliche einfach bei den Ohren gezogen werden müssen. Und zwar kräftig.

Was ist geschehen? Der Sprecher der naturwissenschaftlichen Fachschaft hat zur Wahlversammlung dieses Semesters wie üblich eingeladen; dabei vielleicht ein, zwei Plakate weniger als sonst angeschlagen. Wer will das heute noch nachprüfen? Tatsache ist jedenfalls, daß der Termin bekannt war. Und daß die Versammlung auch besucht wurde; von wenigen zwar, aber wie üblich. Tatsache ist ferner, daß der zuständige Wahlausschuß keinerlei Anlaß für ein Monitum gesehen hat.

Trotz alledem: Die Fachschaftsleute mögen gebummelt haben. Eine Rüge mag deshalb angebracht sein. Aber da kommen doch einige und stimmen ein großes Gelärm an. Sie wittern die Möglichkeit, Politik zu machen, einen schäbigen Vorteil aus der Sache zu schlagen und verlieren die Besinnung.

Die Zumutung liegt dabei in der Methode, sie ist darin zu sehen, daß man nun bereits zum zweiten Male innerhalb eines Jahres mit dem gleichen Trick hausieren geht. Und der Trick zieht immer noch.

Man erinnere sich: Bereits bei der vorjährigen Parlamentswahl (vgl. DISKUS Nr. 10/61, S. 13) hat der SDS den Verantwortlichen „Manipulationen" vorgeworfen. Erst unter der Drohung eines Strafverfahrens wurde die Unterstellung zurückgenommen. Das alles nach dem Motto: Ruhig mit Dreck werfen, etwas bleibt schon hängen! Denn was tuts, daß zurückgenommen werden muß, was man vorher zur Stinkbombe gebastelt hatte; die Wahl ist ja vorbei. Die Atmosphäre vergiftet. Und die Kommilitonen. waren zur Wahlzeit entsprechend „informiert". Die gleiche Masche hat man auch diesmal abgezogen. Nur noch ein wenig ausgefeilter. Besagter Fachschaftssprecher ist „korporiert". Also „ein Korporiertensüppchen". Die haben doch absichtlich den Versammlungstermin nicht richtig bekanntgegeben! „Manipulation des Studentenparlaments" usw. usw. usw.

Der angegriffene Fachschaftssprecher mag sich selbst mit dem SDS herumschlagen. Wenn er klug ist, wird er dabei Handschuhe anziehen. Denn vom moralischen Podest, auf das sich die Genossen, monoman geworden, begeben haben, fallen sie auch ohne fremdes Zutun wieder herunter. Oder wollen uns die Genossen etwa — ohne rot zu werden — weismachen, sie würden im Gegensatz zu den Korporierten einzig und allein die „Interessen der Studentenschaft" vertreten und wären unabhängig? „Vertreten" sie nicht überall dort, wo sie etwas zu melden haben, auch recht handfeste eigene Interessen?

Niemand neidet dem SDS, daß für zahlreiche angehende und bewährte Marxisten Schlupf und Bleibe in zwei Frankfurter Studentenhäusern zur Verfügung steht. Niemand hält ihm vor, daß dem Bundesvorsitzenden Dähne das Wohnheim Ginnheimer Landstraße als offizielles Domizil dient, obwohl er kein Frankfurter Student ist. Wer bezeichnet als „Manipulation", daß sie das Walter Kolb-Studentenhaus zur Genossen-Hochburg gemacht haben?

Vielleicht ist es nötig, diese und andere Dinge einmal auszusprechen. Man wird von dem Augenblick an mit Fug und Recht nicht mehr auf Diskretion rechnen können, indem man andere dessen verdächtigt, was man selbst praktiziert. Das „man soll nie von sich auf andere schließen" ist eine Binsenwahrheit. Einigen Kommilitonen müsse solche Einsichten notfalls beigebracht werden, auch wenn dabei Späne fallen. Immerhin hat Frankfurt in den letzten Jahren AStA-Vorsitzende gehabt, die — obwohl korporiert — ein größeres Maß an Unabhängigkeit bewiesen haben, als die betroffenen Genossen bisher vorzuzeigen haben.

Merke: „Ein jeder kehre vor seiner Tür — und rein ist jedes Stadtquartier" (J. W. Goethe).

go

Das zerschlagene Porzellan

AStA-Vorsitzende haben es an sich, daß ihr Ruhm selten ihre Amtszeit überdauert. Die Periode rühmlichen Regierens ist kaum vorüber, so scheint sie auch Vergangenheit zu sein. Gott Chronos kommt mit Windeseile und deckt den weiten Mantel des Vergessens über alle Taten, die Jugendsünden einbeschlossen. Auch Hartmut Rotter wäre beinahe solches Schicksal widerfahren. Aber in weiser Voraussicht und in einmaliger Erkenntnis der geschichtlichen Situation baute er vor und machte sich unsterblich.

Studentenparlament, AStA und Kassenbeirat zehren immer noch von seinem Erbe. Noch zwei Semester nach Ablauf seiner Amtszeit darf er den Ruf beanspruchen, der Klotz am Bein der studentischen Selbstverwaltung zu sein. Dies sicherlich zum Vergnügen all derer, die ihre Aufgabe ohnehin nur darin sehen, überall herauszufinden, daß „etwas faul im Staate Dänemark" ist. Man wird sie in dieser Hinsicht nur beglückwünschen können. Denn es hat den Anschein, daß Rotter ihnen soviel Stoff und Anregung bietet, daß sie so wenigstens den derzeitigen AStA in Ruhe lassen. Und der hats schwer genug. Über das Rotter'sche Ventil könnte AStA-Chef Wolf seinem Vorgänger Rotter fast dankbar sein, wenn . . . Ja, wenn er nicht immer wieder viel Mühe darauf verwenden müßte, das Vertrauen, dessen die Studentische Selbstverwaltung bedarf und das mit etwas leichter Hand verspielt wurde, Schritt für Schritt wiederzugewinnen. So sollte, um ein Beispiel zu nennen, auch in diesem Jahr ein Sommerfest in traditionellem Rahmen veranstaltet werden. Gegen den festlichen Ball im Palmengarten hatte man höheren Orts nichts einzuwenden. Aber von einem Straßenfest wollte man in diesem Jahr nichts wissen. Grund: Der AStA Rotter hatte im vergangenen Jahr beim Sommerfest ein so beträchtliches Defizit gemacht, daß sich die Universität außerstande erklärte, ein solches auch in diesem Jahr wieder zu übernehmen. Gibt man sich Mühe, kann man für diese Reaktion schon Verständnis aufbringen.

Es ist gelungen, daß zerbrochene Porzellan wieder zusammenzukitten. Auch in diesem Jahr wird das Straßenfest der Universität stattfinden, jenes Fest, das „Ausdruck der Verbundenheit der Universität mit der Bevölkerung" sein soll. Nun, man wird nicht unbedingt der Meinung sein müssen, daß jedes Fest seine Daseinsberechtigung aus hochgesteckten sozialen Zielen herzuleiten hat, so gut ein solcher Ausspruch auch aus dem Munde eines Festredners klingen mag. Der bloße Spaß an der Freude tuts da auch. Daß Herbert Wolf uns diese unschuldige, von vielen verlästerte Freude erhalten hat, sei ihm an dieser Stelle gedankt.

nel

Beiträge

Das Studentenparlament hat in seiner Sitzung vom 2. Juli einen unpopulären, wenn auch allem Anschein nach notwendigen Beschluß gefaßt. Die Sozialgebühren sollen ab Wintersemester 1962 um DM 2,50 steigen; wenn es nicht in letzter Minute noch gelingt, an anderer Stelle einzusparen.

Daß es sich bei diesem Beschluß um ein bundesweites Unterfangen handelt, zeigt ein Blick an die Nachbaruniversitäten. Überall sind die Sozialgebühren erhöht worden. Anlaß ist eine Heraufsetzung der VDS-Beiträge von DM 0,76 auf DM 1,10, die von der VDS-Mitgliederversammlung (MV) in München beschlossen wurde und von der alle westdeutschen Studententenvertretungen gleichermaßen betroffen sind. „Eigener Herd ist Goldes wert, dachten wohl die VDS-Oberen, als sie auf dieser MV empfahlen, ‚ein Haus für die gesamtdeutsche Bildungsarbeit zu kaufen'. Während sie bisher diese Bildungsarbeit bei 31 200 DM jährlichen Mietkosten in fremdem Haus betrieben, glauben sie, daß in dem für 350 000,— DM zu erwerbenden Eigenheim ‚wesentlich besser eine reibungslose Abwicklung der Gesamtdeutschen Bildungsarbeit' ermöglicht werde . . . Beitragserhöhungen sind nirgends populär, doch da die gesamtdeutsche Bildungsarbeit in Berlin steht, konnte man von vornherein mit geringerem Widerstand rechnen: Berlin heiligt die Mittel. Doch wie das Beschlußprotokoll der Münchener Mitgliederversammlung aufweist, hatte man auch gleich daran gedacht, die Last auf die Schultern der geringsten Glieder der bundesdeutschen Studentenschaft abzuwälzen: die einzelnen Studenten. ‚Die hierdurch nötigen örtlichen Beitragserhöhungen, die zwangsläufig höher liegen werden als die durch den VDS verursachten, werden, da sie an allen westdeutschen Hochschulen vorgenommen werden müssen, eher durchzuführen sein als vereinzelte Heraufsetzungen'."

Diese etwas distanzierte Darstellung der Sachlage durch die Marburger Studentenzeitung „sine sine" zeigt, daß derartige Beschlüsse, sobald es ans Geld geht, von den Betroffenen keineswegs widerspruchslos hingenommen werden. Das hatten wohl auch die Frankfurter Studentenvertreter im Auge, als sie vorsorglich sicherstellen wollten, daß die „Studenten, die ja keine Verbindung zu den Parlamentariern haben, genauestens über den Sachverhalt informiert werden".

In Frankfurt kommen zu den Ursachen, die eine Erhöhung des Studentenschaftsbeitrages unumgänglich machen, das heißt zu den Mehrforderungen des VDS noch ein Mehrbedarf der Fachschaften, die Einrichtung einer Planstelle für die AStA-Buchhaltung sowie der DISKUS.

Ein Beitrag der Studentenschaft für den DISKUS ist notwendig geworden, da die Hessische Landesregierung vom Wintersemester an nur noch soviel zur Finanzierung der Zeitung hinzuschießen wird, als die Studentenschaft durch eigene Leistung selbst aufbringt. So werden denn AStA und DISKUS gemeinsam von der Erhöhung profitieren.

Frankfurt, das bisher mit dem niedrigsten Studentenschaftsbeitrag in der Bundesrepublik auskommen mußte, ist durch den Beschluß vom 2. Juli 1962 nun mit den übrigen Hochschulen gleichgezogen.

mü/ag

Wir gründen einen Verein... eine kleine UNO

Vor einigen Tagen ist unter dem Namen „Kleine UNO Frankfurt" eine Organisation wiederbegründet worden, die als Diskussionsforum der Internationalität der deutschen Hochschule insofern Rechnung tragen will, als sie Studenten verschiedener Nationalität an einen Tisch bringt. Ob hier ein tatsächlicher Beitrag zu politischer Bildung vorliegt, ist Thema der folgenden Anmerkungen.

Man hätte es nicht besser machen können: Knapp sechs Stunden balgten sich die Mitglieder der „Kleinen UNO Frankfurt" auf der Gründungsversammlung am 3. Juli um den Wortlaut ihrer Satzung, die ein vorbereitender Ausschuß in wochenlanger Arbeit vorbereitet hatte, in der Für und Wider abgewägt und diskutiert worden waren. Die Teilnahme besonders ausländischer Studenten war zahlreich, aber die Diskussion konnte nicht über den Mangel hinwegtäuschen, der zur Achillesverse der „Kleinen UNO" werden kann: Die Vollversammlung reservierte sich das Recht, allein zu entscheiden. Das kommt einem Mißtrauensvotum a priori an den Vorstand gleich. Die Redner dachten zu national. Ressentiments und Mißtrauen sind keine echte Grundlage für eine Satzung. Sie widersprechen der Idee einer kleinen UNO, die international, also ungeachtet der Nationalitäten arbeiten sollte. Toleranz und Objektivität aus unparteiischer Sicht geben allein der Gründung einer kleinen UNO einen Sinn.

Die sechsstündige Debatte erwies auch, daß die Gründung noch Illusionen und Hirngespinste birgt. Die Initiatoren wollten so etwas wie einen kleinen Bruder der „großen" UNO ins Leben rufen — mit der Hoffnung auf weltweite Beziehungen und Anerkennung.

Dagegen müßte die Hauptaufgabe der „Kleinen UNO Frankfurt" sein, den Boden der Realität erst zu betreten und interne Regelungen zu schaffen, die die Fehler der Satzung wieder wettmachen. Es müßten vor allen Dingen die Befugnisse des Vorstandes und seines „kleinen Rates" erweitert werden, so daß sich deren Arbeit nicht darin beschränkt, die Einladungen zu den Versammlungen zu schreiben. Wenn diese internen Regelungen aber auf dieselbe unvernünftige Art ausgefeilscht werden, wie die Satzung, dann dürfte die zweite Kleine UNO nie über sechsstündige Debatten ohne brauchbare Ergebnisse hinauskommen. Man sollte ihr dann schon jetzt den Grabstein setzen.

rdt

Nach einigen vergeblichen Anläufen an verschiedenen deutschen Hochschulen bemüht man sich nun auch an dieser Universität um eine Wiederbelebung der KLEINEN UNO FRANKFURT, die schon einmal im Jahre 1960 nach wenigen Veranstaltungen unrühmlich verschieden ist. Mit aufwendigen Vorbereitungen (ein Satzungsausschuß mit Vertretern aus sechs Nationen tagte mehrmals bis tief in die Nacht hinein), geläutertem „Nationalbewußtsein" der interessierten ausländischen Studenten und frischem Idealismus verspricht man sich beim zweiten Anlauf ein solch echtes „internationales Forum" zustande zu bringen.

Man sollte meinen, daß die Vereinsgründer aus den Erfahrungen am kleinen UNO-Krankenbett gelernt hätten, und also mit einer grundlegend neuen Einstellung zu Werke gehen würden. Derartige Hoffnungen sind allerdings, betrachtet man den vorliegenden Satzungsentwurf, wohl nicht gerechtfertigt.

Nach wie vor setzt sich die KLEINE UNO FRANKFURT aus den Vertretern einzelner Nationen zusammen. Weiß man nicht, daß allein schon die Stipendiaten-Moral („wess' Brot ich eß, dess' Lied ich sing") die „Sprecher" verschiedener Nationen nur in den seltensten Fällen eine eigene Meinung zu äußern erlaubt. Denn vielfach ist der „Sprecher" einfach gezwungen, regierungsamtliche Stellungnahmen zu repetieren. Auch scheinen sich die beteiligten Verbände darüber nicht im klaren zu sein, daß die bisherigen Statuten es einigen Nationalitäten gar nicht erlauben, Mitglied der KLEINEN UNO FRANKFURT zu werden. Einem Ägypter ist es z. B. verboten, sich mit Israelis auch nur zur Diskussion und Aussprache an einen Tisch zu setzen. Trotzdem postuliert die Präambel: „das gegenseitige Verständnis, die Toleranz und die Zusammenarbeit unter uns zu fördern"; eine Forderung, die überhaupt nur dann realisierbar wäre, wenn die einzelnen Mitglieder nicht mehr als Nationalverbände oder -vertreter sprächen, sondern nur noch als nicht näher beschriebene Sach-, Mentalitäts- und Landeskenner. Das heißt also: persönliche Mitgliedschaft des Studenten und nicht die seiner Organisation. Auch hat man anscheinend die bitteren Erfahrungen in Braunschweig und Aachen vergessen, wo man mit ähnlichen Statuten einzelne Nationalitäten mehr oder weniger fair und objektiv aus der KLEINEN UNO herausgestimmt hat. Erfahrungen, die dann schließlich zur Auflösung der Organisation führten.

Gelingt es nicht, diese Sackgassen zu vermeiden, wird der neuen KLEINEN UNO FRANKFURT keine längere Lebensdauer als ihrer Vorgängerin beschieden sein. Zumindest dürfte sie dann in kürzester Zeit den Charakter eines repräsentativen internationalen Diskussions- und Informationsforums verlieren und zu einem mittelmäßigen Interessenverband degradiert worden sein.

Man sollte überhaupt versuchen, Abstimmungen etc. jeder Art zu vermeiden, dafür aber, soweit dies im Rahmen einer studentischen Vereinigung möglich ist, objektive Aufklärungsarbeit zu leisten, um hierdurch einen tatsächlichen Beitrag zur Völkerverständigung auf Hochschulbasis zu ermöglichen. Protestaktionen und Demonstrationen sollten den betreffenden Nationalverbänden vorbehalten bleiben.

Fritz Schlenkhoff

AStA-Reisereferat mit Rekordumsatz

Werden alle für dieses Jahr geplanten Reisen durchgeführt — und daran besteht kein Zweifel, da sie schon fast alle ausgebucht sind —, kann das Frankfurter Reisereferat mit einem Jahresumsatz von über 150 000,— DM rechnen. Gegenüber dem Vorjahr, in dem der Umsatz noch im fünfstelligen Bereich blieb, ist das Überschwappen der Reisewelle recht drastisch demonstriert.

Rund 100 000 DM des Rekordumsatzes wird eine seit dem letzten Sommer neu eingeführte Fahrt bringen, die in das Feriendorf Valle dell'Erica (Sardinien) führt. In sechzehn Schüben sollen insgesamt 550 Studenten vom 6. Juli bis zum 18. Oktober für jeweils dreieinhalb Wochen per Bus, per Bahn oder per Flugzeug unter den Mittelmeerhimmel geschafft werden. Rechnet man zu diesen 550 Studikern noch rund 700, die dieses Jahr in 17 Busladungen für jeweils fünf Tage nach Paris gekarrt werden und jene drei Busladungen, die mit zusammen 150 Personen nach Wien, Rom und Skandinavien gehen, dann hat man mit dem Reiseprogramm 1962 etwa 1400 Fahrtteilnehmer angelockt. Eine schöne Leistung, eine Leistung, die besondere Achtung gebietet.

Joachim Franz

Johannes Alt

Die Buchhandlung für den Mediziner · Frankfurt a. M.-Süd 10 Gartenstraße 134 · Tel. 61993 Haltestelle Hippodrom

Fachbuchhandlung und Antiquariat für Medizin und Naturwissenschaft

Foto: Reuther

Die Kraft der Form gegen die Beharrlichkeit der Inhalte: diese Konkurrenz prägt die interessanteste Phase der alten indopakistanischen Kunst, deren fünftausendjährige, wechselreiche Entwicklung eine grandios zu nennende Ausstellung auf der Darmstädter Mathildenhöhe demonstriert. Gandhara war das Zentrum einer Kultur, die den Buddha unter korinthischen Kapitellen akzeptierte. Der Import hellenistischer Formen während der Alexanderzüge durchs Industal hat die erregendsten ikonographischen Vermischungen bewirkt; aus jenem zweiten nachchristlichen Jahrhundert, da Asien und Europa auch in vieler Hinsicht verflochten sind, da auf dem indischen Subkontinent widerstreitende Kunstformen in eins gefügt werden, stammt der abgebildete Architekturfries, aus Schiefer geschnitten, die Geburt des Siddhartha darstellend. (Dauer der Ausstellung: bis 2. September)

bildende kunst

Funktionäre der Wirklichkeit?

Notiz zur gg-Ausstellung „Otto Steinert und seine Schüler"

Ausstellungen zeitgenössischer Fotografie berufen sich gern auf den Großvater des Metiers, auf Louis Jacques Mandé Daguerre. Er ist ein zweifelhafter Gewährsmann. Sein Ehrgeiz sei es gewesen — schreibt Karl Pawek im Katalog der zweiten Steinert-Fotoschau in der überraschend auferstandenen „göppinger galerie" — das sich die ursprüngliche Wirklichkeit selbst darstelle. Nun langsam. Daguerre war als Maler ein hochgradiger Illusionist. Ein großer Zauberer in seinem Pariser „Diorama" um 1830, ein Arrangeur von schaurig-schönen Scheinbildern der Wirklichkeit: die vornehme Gesellschaft ließ sich gern in seinen Panoramen schweizerischer Wachsfigur-Landschaften „entrücken". Sein Ziel definierte er selbst: „Täuschung, die höchste, hervorzubringen" — ein Programm, das ebenso den Maler wie den Schausteller wie den frühen Fotografen Daguerre beflügelte.

Daguerres Motive der Täuschung und Entrückung haften der Fotografie bis heute zäh am Leib und es sind gerade die hart sachlichen Bilder, in denen sie spucken. Otto Steinerts mittlerweile weltweit bekannte „subjektive Fotografie" rekapitulierte die alte Fotografen-Taktik des Arrangierens und Stellunggebens, indem sie das Material der Wirklichkeit zu Anschauungsmustern, zu einem Katalog konstruktiver Formen abstrahierte. In der Ausstellung der „göppinger galerie", die gegenwärtig die verzweigten Tendenzen der Steinert-Schule auf den Tisch legt, sind es gerade die Industriefotos mit ihrem erklärten Wahrhaftigkeitsanspruch (jene Bilder von Kunststoff-Produkten und glänzenden technischen Objekten), welche die arrangierte Realität ins entrückende Trugbild verwandeln. Ganz nebenbei spielen da freilich auch Aspekte der Werbung hinein.

Dem Dilemma des Fotografen, in das Daguerre noch nicht gestellt sein konnte, als „Funktionär der Wirklichkeit" (Pawek) zugleich auch immer zum Funktionär täuschender Scheinrealität werden zu können, vermögen am ehesten sich die fotografierenden Reporter zu entledigen. Steinerts junge Equipe ist just da interessant, wo sie der Momentaufnahme der zufälligen Wirklichkeit sich verschreibt, wo Tatsächlichkeit, nicht deren Arrangement, festgehalten wird. Neben Steinert selbst, der seit seiner Berufung an die Essener Folkwangschule von neuem eher den Fakten, weniger den Formen zuneigt, und der in der gg-Ausstellung vor allem mit einer Porträt-Galerie der Prominenz von Max Born bis Berthold Beitz sich ausweist, sind es vor allem seine Schüler Guido Mangold, Sven Hakansson, Jürgen Heinemann, die kurze und unverkünstelte Bilder, „Momente" der Welt, zustandebringen. Manch anderen schlägt indes Steinerts legitime Systematisierung der Gegenstände zu Anschauungsformen fatal aus: in der Sucht nach dem schönen Schußwinkel, in der Koketterie mit dem interessanten Ausschnitt lebt nichts anderes fort als die Überzeugung der bürgerlichen Atelier-Fotografen des vorigen Jahrhunderts, die unvollständige Welt, der entblößte Alltagsmensch müßte erst zu perfekterem Schein denn dem miesen realen arrangiert werden. Ein (ich weiß nicht: ironisch gemeintes?) Foto von Guido Mangold, „Gruppe im Bistro", auf fotografischen Twen-Appeal getrimmt, hält haargenau das alte Motiv aus Daguerres Diorama fest, die Entrückung der Wirklichkeit ins Entlegene der Illusion. bc

film

Ein Schicksten, schräg angeschnitten

Rolf Thieles Wedekind-Verfilmung: LULU

Rolf Thiele ist alt und schwach, wie der deutsche Film, in dessen Abdeckerei — Abt. Dichtung — er tätig ist. Viele hat Frank Wedekind geschlachtet, in dessen Kisten-Kasten ‚Erdgeist' und ‚Die Büchse der Pandora' nachgegraben, ohne Mitleid und Zartgefühl. LULU, die er darin fand, hat er so auf die Leinwand gebracht, als handele es sich um die Lebensgeschichte der BILD-Lili; der Schuß Hafen-Lola, den er dazugemischt hat, machte den Absud völlig ungenießbar, so daß man fast wünschte, ein Tantenmörder von Wedekind erbarmte sich und stieße dem Thiele den ‚Dolch in die Därme, der Thiele schnaufte nicht mehr'.

Die Stücke Wedekinds sind unter der Hand des Regisseurs verkommen, die antibürgerliche Front in ihnen hat er geschleift und die Fahne der Kapitulation gehißt, wie es jeder deutsche Regisseur macht, nachdem er sich an der Dichtung vergangen hat. LULU, die, wie Wedekind sagt, die Erziehung zur Moral und dem, was die Philister darunter verstehen, nicht erhalten hat, ist Inkarnation der nicht domestizierten Sexualität; notwendig korrespondiert dieser Konzeption der Affront gegen prätentiöse ‚Sauberkeit' und ‚Wohlanständigkeit', ist jener ein schrankenloser Haß auf das Bürgertum zugeordnet. Gerade an dieses aber appelliert Thiele mit seiner Adaption der Bühnenstücke, die er im Verhältnis zwei zu eins zusammengekocht hat; aus der Wedekindschen LULU macht er eine Kokette, deren magere Oberschenkel nur ein verwässerter Ersatz für die alles niederreißende Sinnlichkeit des literarischen Vorwurfs sind. Thiele versucht, durch gequetschte Laszivität, in sich deshalb unstimmig, weil sie nur Surrogat für das ursprünglich Genuine ist, durch night-club strip-tease à la Reeperbahn, durch schwarze Reizwäsche, die Wirkung LULUs auf die Männer, mit denen sie zusammenlebte, nachzuzeichnen. Diese Intention kehrt sich gegen den, der sie vorträgt: die männlichen Darsteller sind allesamt schlechte Karikaturen, verkrampft und gekleistert, wie es die Film-Usancen vorschreiben in Deutschland. Nadja Tiller, eine Rosemarie von Kubys Gnaden, besaß Profil, als LULU von Thieles Gnaden ist sie total ungeeignet für diese Rolle. Wedekind beklagte sich seinerzeit, daß alle Darstellerinnen der LULU in ‚Erdgeist' sie maniriert und mißtönend spielten: diese Klage in eigener Sache trifft genau Frau Tiller.

Thieles unzüchtige Handlungen an Wedekinds Werken lassen sich mit einem Satz aus dessen Gedicht ‚Der Tantenmörder' umreißen: „er faßte sie bebend am Kragen, und stieß sie ins tiefe Kellerloch" — in das des deutschen Films, wo es am dreckigsten, dunkelsten und am feuchtesten ist, also dahin, wo die deutschen Regisseure sitzen sollten. Daniel Dachs

theater

Aulularia

Wolfram Mehrings Théatre Franco-Allemand

Auf Einladung der **Studiobühne** gastierte Wolfram Mehring mit seiner pariser Truppe im Juli in Frankfurt, um Plautus' AULULARIA aufzuführen. Dies ist ihm gelungen. Fast. Abgesehen davon, daß die weniger komische als groteske Geschichte um den alten Geizhals und seinen Goldtopf nicht zu den besten Stücken gehört, die der römische Komödiendichter geschrieben hat, und abgesehen von den Unzulänglichkeiten der Bühne im Festsaal des Studentenhauses, belegte die Aufführung mit Akuratesse, auf welch schwankenden Brettern die These Wolfram Mehrings vom „umfassenden Bühnenstil" steht. Die Rivalität zwischen Pantomime und Sprechtheater ist alt. Beide Formen der Demonstration hatten und haben noch glänzende Verfechter, Künstler, Zauberer. Beide faszinieren, und so nimmt es nicht wunder, wenn Versuche unternommen werden, das eine im anderen zu integrieren. Wolfram Mehring arbeitet mit seiner Truppe seit langem darauf hin. Wir sahen seine Intentionen in LEONCE UND LENA und jetzt in AULULARIA.

Mehring hat blendende Ideen — man erinnere sich nur an das pantomimische Spiel zwischen Flötenmädchen und Köchen, gleich zu Anfang — aber sie betonen, und diese Tendenz verstärken die skurilen Masken seiner Mitarbeiterin Grillon noch, die Sprache des Körpers zuungunsten der Sprache der Worte. Die Pantomime verselbständigt sich, so daß das Wort sie eigentlich nur hemmt. Hier hat die Konzeption Mehrings einen Riß — es geht nicht darum, ob seine jungen Akteure die deutsche Sprache akzentfrei beherrschen — hier werden Fehler deutlich. Die Integration, das gleichberechtigte, einheitliche Spielen miteinander, verlagerte sich zugunsten der Pantomime.

Man fragt sich, was Mehring mit dem Begriff der „Einheit" wohl meint. Die dialektische Aufhebung seiner selbst gewiß nicht.

Christian Crull

Meier-Graefe

Vergessene Farce in der Orangerie

Die Spielzeit 1961/62 des Landestheaters Darmstadt schloß mit einer Premiere. Man gab Julius Meier-Graefes dreiaktigen „Heinrich der Beglücker". Das Stück — eine Satire auf den prallen Industriellen der vorzwanziger Jahre — war seit seiner Frankfurter Uraufführung im Herbst 1918, bei der es den Untertitel „Groteske" geführt haben soll, verschollen. Der Autor (1867—1935) ist heute nur noch als der Kunsthistoriker bekannt, der sich mit Arbeiten über den französischen Impressionismus, Menzel, Böcklin und Hans von Marées einen Namen machte. Gerhard Fröhlering interpretierte das Spiel als einen Vorläufer des absurden Theaters der Gegenwart, — der Schluß des zweiten Aktes und Teile des dritten geben ihm vielleicht recht. „Zwei reiche Flöze sind geschürft!" tönt Heinrich, Generaldirektor der Heinrichshütte, und meint damit einerseits das österreichische Kohlenbergwerk, das er seinem Unternehmen dazugewonnen hat, andererseits die beiden Damen seines Herzens, Sophie, die Gattin, und deren geschiedene Freundin Vera: noch öfters läßt ein solcher Nebensinn hochgestochene Tiraden aus leeren Tüten purzeln. Der Schluß der Vorstellung beschert dem Helden als Draufgabe die Direktrice seines Privathaushalts, Emilie, an deren Brünhildenbrust er sich in der Vision eines „Jüngelchen", eines „Welt-General-Direktor", eines „Alexander-Napoleon" und „Aligator" ergeht: 1918. K. R.

kabarett

Bergab geht's leichter

Das KOM(M)ÖDCHEN im GROSSEN HAUS

Es ging hierbei nicht nur leichter, sondern zu schnell bergab: mit dem KOM(M)ÖDCHEN, mit dem es lange Zeit bergauf gegangen war; vielleicht hatten die Mitglieder des Kabaretts es sich zu leicht gemacht.

Das „Hobellied 1962" war als musikalischer Auftakt, nach Bach à la Küchenmeister, der unglückliche Versuch, einer fiktiven Politikergestalt Späne abzuraspeln, die aber deshalb nicht fielen, weil die Gestalt nicht stand, sondern über der Wirklichkeit schwebte. Natürlich „Trifft der Tünnes den Schäl zum zweitenmal und sagt" was der Millowitsch auch sagt, nur etwas schlechter: Anspielungen auf das Alter des Kanzlers sind dann antiquiert und gekalauert, wenn sich herausgestellt hat, daß er doch nicht gehen wird; man muß sich einmal damit abfinden daß der Barmherzigkeit Gottes eben keine Grenzen zu setzen sind. Die 15. Folge des „Bonner Parketts" hat mit den vorausgegangenen vierzehn sicherlich nicht nur deren Langeweile gemeinsam. „Bitte um eine große Gabe" des Arbeitgeberverbandes deutscher Berufsbettler übertrug das Wirtschaftswunder auf die Sparte Zurückgesetzter, denen das Wunder ewig ein Mirakel bleiben wird. „Das Kaufhaus", 14stöckig, war eines jener Kammerstückchen, die der atomaren Bedrohung ein Schnippchen schlagen wollen, indem sie eine lange Nase aufsetzen; die Überlebenden werden vom Ensemble durch ein Amselpärchen entschädigt, das auf den rauchenden Trümmern singt, ein Ende mit Gartenlaube; vergleicht man diese Szene mit der entsprechenden der LACH- UND SCHIESSGESELLSCHAFT — ‚Überleben Sie mal' — so möchte man weinen und auf das KOM(M)ÖDCHEN schießen. „Der kleine Unterschied", nicht der, den Fabian feiert, sicherte Lore Lorenz den verdienten Beifall für ihre großartige Interpretation, wenngleich der Inhalt des Liedes in keinem Verhältnis zum Vortrag stand. „An der Schandmauer zu singen" wäre Schärferes gewesen, als das KOM(M)ÖDCHEN im Kerzenschein vortrug; Lamentationen ziehen gegenüber kalten Kriegern mit Sicherheit keinen Trumpf; die geforderten Verhandlungen wurden in der Szene „Die Leine" exemplifiziert, aber so, daß Verhandlungen töricht erscheinen müssen; der mögliche Gesprächspartner erschien als gieriger Dämon, der (West)-Politiker als Trottel, wodurch die Argumentationsgrundlage aus sich selbst heraus liquidiert wird.

Soweit so gut; es wurde Kabarett geboten, das die Pointen substanzlos präsentierte, das Gelächter der Zuschauer war befreiend, wo diese sich hätten getroffen fühlen müssen; Witze und gute Formulierungen, Gags und Melodien entbehrten der Brisanz. Infam dagegen die nächste Nummer, niederstes journaille-Niveau, sogenannt gesundes Volksempfinden, dessen Brutalität unkaschiert zutage trat: „Psycho" — ein Haßgesang mit Zündhütchen, deren Pulver naß geworden war, auf die Psychiater bei Gericht, die das Psychopathische den Klauen der Volkswut, die von der Presse geheizt wird, entziehen wollen: Apologie der Todesstrafeapologeten. Hier schlägt der liberale Tenor, der allen an den Haaren zupft, ohne ihnen jedoch weh zu tun, in finsterste Reaktion um, deutlich bewiesen durch den Applaus der Mitbürger, die endlich ihr Eintrittsgeld gänzlich gerechtfertigt sahen.

„Schwein muß man haben", eine gute Verzerrung des grünen Plans, die dessen dummen Wirtschaftsliberalismus umstieß. „Der Schutzengel vom Dienst" und „Der An-Tick" waren brillant wie viele Nummern, aber — wen griffen sie an? Der Abgesang „Requiem auf den deutschen Fleiß" war eine Heroisierung der deutschen Tüchtigkeit und der fetten Bäuche — pathetisch und ziellos.

Die einzige wirkliche Pointe des Abends lieferte die List des Vorhangs: dieser riß das Holzkommödchen, das Symbol jenes Kabaretts, beim Zurückziehen um, stellte es auf den Kopf; allen deutlich sichtbar war es leer, klang hohl, als es umfiel. Peter H. Schröder

Der Bumerang

Schwyzer Müssli im KLEINEN HAUS

Die Gaukler auf den Brettern des Kabaretts pflegen sich zu gewissen Zeiten selbst zu verspotten: die gegen Mißstände abgeschossenen Pointen kehren — gemäß den Gesetzen eines Bumerang — zurück. Das Ende ist tragisch und lächerlich zugleich. Die Gründe hierfür posieren deutlich unter dem Licht der Bühnenscheinwerfer: Der kabarettistische Angriff, der satirische Schlag gegen die Wirbel der Zeit, hat die Metamorphose zur Schmunzelei, zum fröhlich harmlosen Miteinanderlachen durchstanden und ist daran gestorben.

Man lacht heute allseits, die Akteure auf der Rampe und die Angegriffenen, die in Scharen herbeigeeilten, jenseits der Rampe. Die Wirkung ist verspielt, weil beide die ungeschriebenen Gesetze des Augenblicks anerkennen, weil auf der Bühne nur oberflächliche Kritik geübt wird, der die Frage nach der Wurzel, nach dem Warum der gesellschaftlichen Mißstände mangelt. Die unterschwellige Anerkennung dieser Gesellschaft, der man die Mühe, sie zu ändern, nicht mehr angedeihen läßt, mit der man sich abgefunden hat, hat dem zeitgenössischen Kabarett die Spitze gebrochen.

Voli Geiler und **Walter Morath,** die unlängst im Kleinen Haus mit ihrem Programm LA DOLCE VITA gastierten, waren in all ihrem Agieren der vollendete Spiegel dieser Misere, in der die Brillanz alles erschlug. Brillant waren sie. Aber nur das. cc

0 x 0 gleich Kunst

Gerd Winkler

von links: Piene, Uecker, Mack

Unter dem Titel „0 x 0 gleich Kunst" brachte der Hessische Rundfunk Ende Juni einen vielbeachteten Fernsehbericht des frankfurter Publizisten Gerd Winkler über die Experimente einer Gruppe von Malern, die sich selbst als Zero-Gruppe bezeichnet. Zu den zahlreichen Gesprächen, die Winkler während der Arbeit an seinem Bericht führte, gehört auch die hier abgedruckte, bisher unveröffentlichte Diskussion mit den düsseldorfer Malern Otto Piene, Günter Uecker und Heinz Mack. Piene ist bekannt als der Erfinder des Lichtballets, Uecker schießt und nagelt seine Bilder und Mack experimentiert mit Rotoren.

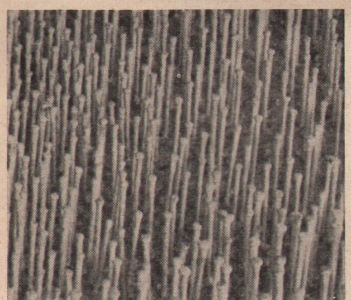
Am 8. Januar 1962, vormittags zwischen elf und zwölf Uhr, trank ich in der Fernsehfeature-Abteilung des Hessischen Rundfunks Tee. Und ausgerechnet nach der dritten Tasse sagte der freundliche Mann hinter dem Schreibtisch: „Wenn Sie uns versprechen, keinen kalten Kaffee zu servieren, geben wir Ihnen Grünlicht. Entwickeln Sie ruhig Ihre eigenen Gedanken – aber nehmen Sie diese Geschichten nicht über die Strapazen ernst. Keine Identifikation! Ein ironisches Feuilleton, mit Abstand dokumentarisch untermauert – wenn Ihnen das etwas sagt!" Das Ganze war – wie sich später herausstellen sollte – eine perfekte Zerosituation; denn ich war vierzehn Tage danach ausgezogen, für das Deutsche Fernsehen die Standorte, Tendenzen, Arbeitsweisen und Konzeptionen der Malergruppe „Zero" zu fixieren. Am Anfang der Filmarbeit führte ich in Düsseldorf mit den Begründern und heutigen Hauptexponenten von „Zero", mit Otto Piene, Heinz Mack und Günter Uecker, ein Gespräch.

Uecker: Sie können diesen Film nur machen, wenn Sie selbst „Zero" werden und „Zero" bleiben!

Ist das eine Bedingung?

Uecker: Ein Pakt auf Freundschaftsbasis – wenn Sie wollen.

Piene: Die Wochenschau hat da einmal bei einer Ausstellung mit uns herumgeplänkelt. Mit einem Idiotenkommentar. Das Kinovolk schlug sich brüllend auf die Schenkel. Sie verstehen, wenn wir mißtrauisch sind und Bedenken anmelden –?



Günter Uecker: Ausschnitt aus einem genagelten Bild

Ich will einen guten Film drehen. Er darf vierzig Minuten lang werden. Mehr kann ich Ihnen vorderhand nicht anbieten.

Uecker: Gut. Dann stellen Sie die erste Frage!

Was ist „Zero"?

Piene: „Zero" ist eine Lebensformel, eine geistige Zone. Das betrifft nicht nur den Geist, der denkt, sondern auch den Geist, der fühlt, den Körper, der lebt. „Zero" heißt: arbeiten und gleichzeitig leben!

Mack: Wir haben uns immer unseren eigenen Ideen gegenüber sehr kritisch verhalten und uns quasi darauf beschränkt zu erklären: „Zero" bedeutet (Doppelpunkt): Wir sind für alles.

Ein recht optimistische Angelegenheit also?

Piene: Ja. Und: eine optimistische Haltung gegenüber dem nur Kritisierenden. Sie sind für „alles". Geben Sie mir dazu ein Beispiel!

Mack: Alles ist alles.

Piene: Alles heißt: einerseits leben; zum Leben gehören, Funktion des Menschen – und dazu gehört selbstverständlich auch die bildende Kunst. Sie ist ein Bestandteil des Lebens und steht nicht abseits.

Glauben Sie, daß dies etwas völlig Neues ist? Ein neues „Epochegefühl" – wie Hermann Broch einmal formuliert hat?

Piene: Das weiß ich nicht. Das interessiert mich auch nicht. Mich interessiert hauptsächlich die Vitalität und das, was sich aus dem Jetzt ergibt, d. h. die Zukunft.

Von welcher Vitalität sprechen Sie?

Uecker: Vom eigenen Einsatz.

Mack: Von der künstlerischen Hochspannung. Also nicht: vital im biologischen Sinne. Natürlich ist das eine Voraussetzung für eine künstlerische Arbeit. Aber wir meinen jene Vitalität . . . wir fassen Sie in dem Sinne auf, daß sehr sensibel und intensiv gelebt wird. Und Leben ist für uns eben identisch mit Arbeit, mit künstlerischer Realisation, mit Problemen, Auseinandersetzungen –

Piene: – mit geistiger Aktivität in jeder Form, in jeder Phase des Geistes. Lebendigkeit in jeder Ader, in jedem Puls!

Folglich wäre das isoliert dastehende Kunstwerk der „Zone Zero" kaum existent –?!

Uecker: Bei uns gibt es nur eine Verbindung vom Menschen zum Objekt hin. Und ich bin sicher, daß man von unseren Objekten, die ja eine Information geben, auch leben kann. Ich versuche das – so gut ich kann: Mein Atelier ist schneeweiß. Es gibt keine dunkle Stelle. Ich lebe in und mit einer weißen Zone und mache weiße Bilder. Irgendwie isoliert wäre das nicht möglich.

Piene: Es kommt darauf an, daß der Betrachter sich nicht Gedanken darüber macht, sondern durch das, was wir machen, unmittelbar lebendig wird.

Wie wollen Sie so etwas „publikumsfähig" machen? Vielleicht sehen fünf Millionen Menschen diesen Film. Vielleicht erwarten Sie eine Stütze. Und sehen in dem Zimmer, in welchem über die Produktion dieses Films entschieden wurde, hängen blasse Reproduktionen von van Gogh.

Piene: Wir rechnen mit Protest und Widerstand.

Mack: Nein. Wir bieten keine Stützen an. Ich würde sagen: das ist Sache des Publikums. Ich kann als Künstler nur meiner Arbeit nachgehen, meine künstlerischen Probleme haben, mit denen ich mich auseinandersetze – bis ich zu einem Resultat komme, zu einer Realisation, die ich dann der Öffentlichkeit präsentiere. Was dann geschieht, ist Sache des Publikums; da kann ich nicht mehr als pädagogisches Moment eine Korrektur bringen.

Piene: Die einfachste Formel ist: Mit diesen Dingen zu leben, möglichst lange und möglichst aufgeschlossen.

Das Problem der Übersetzbarkeit – ich meine: Was halten Sie den Leuten entgegen, die Ihre Dinge ablehnen und sagen: „Das kann ich auch!" –?

Mack: Dann sollen sie es tun!

Sie können aber immer nur im Rahmen einer Gesellschaft Ihre Zerofunktion ausüben!

Mack: Das war nicht böse gemeint, sondern –

Piene: – sie sollen ihre Erfahrungen machen.

Ihre Zerogruppe ist sehr jung. Ich glaube: gute drei Jahre. Es gibt Kritiker auf der „Gegenseite", die für den Tachismus und für die Informelle Malerei eintreten; sie sagen: „Zero" sei eine Modeerscheinung. Glauben Sie, daß „Zero" den Schwankungen standhält?

Uecker: Das sollte man den Historikern überlassen.

Piene: Jedenfalls hoffen wir bestimmt nicht, daß „Zero" auf einem Sockel steht wie die Denkmäler Kaiser Wilhelms oder dergleichen und sich nicht mehr rühren und sich nicht mehr verändern, sondern: wie sich alles wandelt, wird sich auch die Anschauung zu unseren Dingen wandeln. Es ist auf jeden Fall zu hoffen.

Das antiquierte Kunstbewußtsein . . .

Uecker: Ja. Aber ich glaube nicht an eine Masse. Doch es gibt ein antiquiertes Verhalten, ein zurückblickendes. Und die meisten Leute halten sich ganz bewußt an Formvorstellungen, die für sie angeblich ein lebendiges Sein sind. Nach meiner Ansicht ist das aber keine Wirklichkeit.

Piene: Das antiquierte Kunstbewußtsein fragt: „Was will der Künstler damit sagen?" – ohne sich bereit zu erklären, auf die Dinge einzugehen. Dieses antiquierte Bewußtsein verlangt Rezepte, erwartet vom Kunstwerk fertig ablesbare Rezepte. Doch solche Rezepte geben wir nicht.

Aber: Sie haben Texte herausgegeben und Manifeste!

Uecker: Alle Texte sind entstanden, weil uns jemand herausgefordert hat.

Piene: Es ist reine Höflichkeit. Wenn mich jemand fragt, gebe ich Antwort und versuche –

Uecker: – es sprachlich zu formulieren.

Mack: Wobei aber doch entscheidend ist – ich möchte in diesem Zusammenhang unbedingt darauf aufmerksam machen! – daß das, was in unserer Arbeit das eigentlich Künstlerische sein könnte, in keiner Weise sprachlich faßbar ist. Ich darf vielleicht noch dieses Wort von Matisse zitieren: „Alles was in einem Kunstwerk mit der Sprache faßbar ist, gehört nicht hinein. Übrig bleibt eben nur die Kunst."

Alle sprachlichen Hinweise können nur eine Hilfe geben; sie können nicht die Empfindungsweise oder die Sache selbst treffen und vorschreiben. Man kann jemandem mit Hilfe der Sprache Autofahren beibringen. Wie er selbst fährt und wohin er fährt, das muß ihm – hier also das Publikum! – selbst überlassen bleiben.

Kunstbetrachtung könnte mit Autofahren identisch sein . . .

Piene: Ja!

Mack: Ja! Ja!

Uecker: Bewegung!

Ich muß einen Zustand ins Gespräch führen, der für mich eine Sache der Sensibilität ist: Der Rennfahrer, der 300 PS unter dem Hintern hat, hat nicht nur die Funktion, ein Gaspedal zu bedienen, sondern er hat diesen Rennwagenapparat sozusagen als eine Erweiterung seines eigenen Organismus um seinen eigenen Körper herum. Alles, was er an Aktion tut, kann er zwar kontrollieren, mit Bewußtsein tun; aber die entscheidenden Dinge, die ihn dazu bringen, eine Hochleistung zu vollbringen, werden in einem irrationellen Bereich liegen, – er ist eine Sache der Sensibilität.

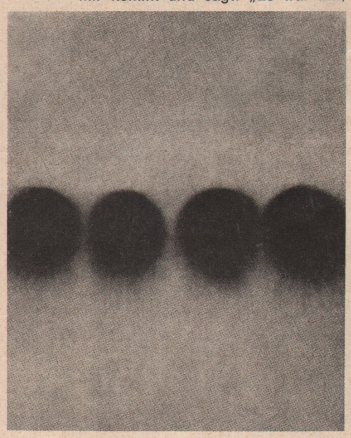
Piene: Dasselbe gilt für Segelfliegen, Düsenmaschinen oder Ballonfliegen. Nicht in einem mechanischen Sinne. Sondern im Sinne einer Lebensform. Sie sehen: ich beziehe einen sehr naiven Standpunkt beim Betrachten ihrer „Dinge".

Mack: Ich weiß nicht, ob Sie das tun. Der naive Betrachter in seiner glücklichsten Form ist ein Mensch, der nicht fragt, der naive Betrachter, den wir uns wünschen, kommt ohne Sprache aus. Ich weiß nicht, ob Sie auf unsere Auskünfte angewiesen sind, um mit diesen Dingen, die wir machen, etwas anfangen zu können.

Ich bin Journalist.

Mack: Ach, so.

Piene: Der naive Betrachter ist der, der das Lichtballett erlebt und hinterher zu mir kommt und sagt: „Es war mir,



Otto Piene

als ob ich schwebte" oder „Es war als ginge es durch mich hindurch".

Was wird kommen? Was wird folgen? Welchen Verlauf wird die Zero-Entwicklung nehmen?

Piene: Wir sind erst am Anfang. Ich denke an eine Vervollständigung meines Lichtballetts. Es ist für mich wichtiger als die Rauchbilder. Ich denke an eine Malerei zwischen Erde und Mond. An riesige Scheinwerfer. Und an Flugzeuge. Piloten sollten Malerei in den Himmel schreiben. Vielleicht können wir im Film das Lichtballett zeigen und auf diese Möglichkeiten hinweisen.

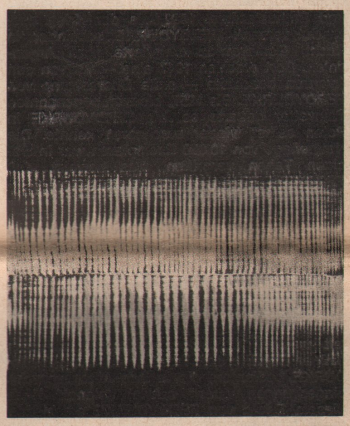
Mack: Ich werde meine Aluminiumarbeiten weiter ausbauen. Sie kennen mein „Sahara-Projekt" – mit Aluminiumsonnen von einem Durchmesser bis zu hundert Metern, die Spiegelmauer, die Sandreliefs, die Lichtreliefs usw. Das wird eines Tages sicherlich realisiert werden können. Die Amerikaner interessieren sich dafür – zur Ausgestaltung eines Atomzentrums.

Und: das Finanzielle?

Mack: Die ersten Modelle sind schon drüben.

Als Sie mit Ihrer „Zero"-Gruppe auf den Plan traten, steckte man Sie allesamt ins Lager der „Monochromen". Das hat sich ja inzwischen gelegt. Werden Sie wieder mit der Farbe arbeiten?

Mack: Seit fünf-sechs Jahren hatte ich so gut wie nichts mit der Farbe zu tun.



Heinz Mack

Aber Sie ist – offen gestanden – momentan ein wichtiges Problem für mich.

In einer Düsseldorfer Schule – einer konsequent modernen übrigens – steht eine bewegliche Farbwand, eine Art Farbkreisel. Es ist Ihre Arbeit. Darf man Schlüsse ziehen?

Mack: Ich möchte mich noch nicht dazu äußern.

Und wie steht es mit Ihrer „weißen Zone", Herr Uecker? Mit Ihren weißen Nagelbildern?

Uecker: Nichts darf zu einer Kunst der Patina führen. Wenn ich Nägel als Strukturelemente benutze, geht es mir darum, in ihrem geordneten Verhältnis zueinander eine Schwingung zu erreichen. Meine weißen Objekte sind als Zustand äußerster Intensität zu verstehen, welche sich durch Lichtreflektion in dauernder Veränderung befinden. Ich habe mich für eine weiße Zone entschieden als äußerste Farbigkeit, als Höhepunkt des Lichts. Eine weiße Welt ist, glaube ich, eine humane, in der der Mensch seine farbige Existenz erfährt, in der er lebendig sein kann. Diese weißen Strukturen können eine geistige Sprache sein, in der wir zu meditieren beginnen.

Fernöstlich –?

Uecker: Ja. In meinen geschossenen Pfeilbildern (Pfeile und Leinwand sind weiß), da habe ich wohl an den Fernen Osten gedacht. (Das können wir übrigens im Film demonstrieren.)

Haben Sie nicht Angst, mit Ihren weißen Nagelbildern künstlerisch auf der Stelle zu treten?

Uecker: Ja, ich bin gerade dabei, die Farbe mit hineinzunehmen – ganz zart. Ein leichtes Rosa oder ein helles Blau soll die Nägel überziehen. Die Nägel selbst werde ich auch anders anordnen: viele „Rundungen", die zu anderen Strukturen ins rechte Verhältnis gesetzt werden.

Da bei Ihnen, meine Herren, Fragen des Stils sozusagen Fragen des Lebens sind, habe ich keine Fragen mehr an Sie zu richten.

Piene: Sie sind auf dem besten Wege, „Zero" zu werden!

Das Hohe Lied der Unreife
Der polnische Dichter Witold Gombrowicz

8 das literarische porträt

Peter Hamm

„Hätte man in Polen den Nobelpreis zu vergeben, würde ihn Gombrowicz jedes Jahr erhalten", dies sagte mir unlängst ein renommierter polnischer Kritiker, und es scheint glaubhaft, wenn man hört, daß selbst der bedeutende Romancier Jaroslaw Iwaszkiewicz, der bis 1956 Leiter des polnischen Schriftstellerverbandes war und somit allen Grund hätte, dem Nichtkommunisten und Emigranten Gombrowicz gram zu sein, auf die Umfrage einer Literaturzeitschrift antwortete, am meisten Eindruck von allen polnischen Schriftstellern hätte ihm immer Gombrowicz gemacht; K. A. Jelenski, Gombrowicz' Eckermann und lange Jahre sein einziger Jünger und Förderer in der Emigration, bemerkte treffend hierzu, das sei, wie wenn Mauriac auf eine ähnliche französische Rundfrage hin Jean Genet genannt hätte!

Gombrowicz: das ist vor allem einmal die Geschichte seines Romanes FERDYDURKE, der 1937 in Warschau erschien und auch heute noch, nachdem Gombrowicz mit einer Reihe weiterer Werke an die Öffentlichkeit trat, genau so heftig diskutiert wird wie bei seinem ersten Erscheinen, mit genau so viel Abscheu und Enthusiasmus. 1939, als der Krieg ausbrach, versank FERDYDURKE scheinbar in Nacht, Gombrowicz emigrierte nach Argentinien. Dort erschien 1947 eine — nur von den Auguren beachtete — erste Übersetzung von FERDYDURKE. Bis 1957, bis zum sogenannten Tauwetter dauerte es, bis FERDYDURKE in Polen selbst wieder erscheinen konnte. Die Neuauflage von 10 000 Exemplaren war in wenigen Tagen vergriffen, was beweist, daß FERDYDURKE nie vergessen war, nicht während des Krieges und nicht während des stalinistischen Terrors, ja, gerade damals gingen einige Exemplare der Vorkriegsauflage von Hand zu Hand, die Menschen lasen von „Ankleben einer Fresse", von der „Vergewaltigung durch die Ohren", vom „Verpupsen", und das alles paßte konzis zur politischen Situation. „Als ich von 1955 ab mit jungen Menschen aus Polen zusammentraf, überraschte mich, mit welcher Selbstverständlichkeit sie sich einiger Begriffe und Wendungen aus FERDYDURKE bedienten, die in ihre Alltagssprache eingedrungen waren", schrieb Jelenski. Nach diesem Erfolg von FERDYDURKE erschienen rasch hintereinander die übrigen Werke von Gombrowicz in Warschau, der Roman TRANSATLANTIK, ein Band Erzählungen BAKAKAJ, das Drama DIE TRAUUNG (das in Paris zu spielen Camus sich vorgenommen hatte). Aber 1958 wurde man in Regierungskreisen — mit gewissem Recht — mißtrauisch gegen die Popularität einer so ‚formalistischen' und ‚anarchistischen', einer so unverschämten — nach allen Seiten hin unverschämten — Literatur, und Gombrowicz verschwand wieder aus den Spalten der Presse, wo er eben noch überschwenglich gefeiert wurde („Stolz der Nation"), er verschwand aus den Verlags- und Theaterprospekten. Doch nun erschien FERDYDURKE in den westeuropäischen Ländern, die deutsche Ausgabe bei Neske, Pfullingen, in Paris zuerst, dann in den USA, und sein Erfolg war nicht mehr aufzuhalten, die schamlose Größe dieses Werkes war mit dem schlechtesten Willen nicht mehr zu übersehen.

Ich sage absichtlich schamlos, es ist dies ganz im Sinne von Gombrowicz, dessen Lieblingswort — zumal im TAGEBUCH, bei Neske erschienen — und dessen Zentralthema „Unreife" lauten; ein „Hohes Lied der Unreife" (Francois Bondy) ist nicht nur FERDYDURKE, sondern das gesamte Werk dieses polnischen Autors, nicht umsonst lautete der Titel des 1933 erschienenen Erstlingsbuches bereits MEMOIREN AUS DER ZEIT DER UNREIFE. Dabei blieb Gombrowicz. So ist FERDYDURKE nichts anderes als die totale Umkehrung eines Erziehungsromanes: ein Erwachsener wird zu Zwölfjährigen in die Schule gesteckt, weil er sich — wie Gombrowicz selbst — zu seiner Unreife bekannt hat und nun zur Reife erzogen werden soll, was aber natürlich eine erneute Verkindischung bedeutet, die diesem seltsamen Helden nur allzu gelegen kommt, träumte er doch seit langem von den Wundern einer „brüchigen Grünschnabelstimme, der unfertigen Nase im weichen Übergangsgesicht", da er schon zu genau wußte, „daß nichts, was man einmal unternehmen wird, irgendwelche Folgen hat", oder — um mit Tonio Kröger zu reden —, „daß er die Möglichkeiten zu tausend Daseinsformen in sich trage, zusammen mit dem Bewußtsein, daß es im Grunde lauter Unmöglichkeiten seien".

Der Aufstand gegen Reife und das Wissen um die Unmöglichkeiten des Daseins bedeuten automatisch Aufstand gegen jegliche sogenannte Tradition und ‚Kultursphäre', vor allem auch gegen die marxistische, die für Gombrowicz kein Kampffeld der Wirklichkeit mehr darstellt, sondern eine zur Bürokratie entartete Ideologie. Es gibt in FERDYDURKE jene Szene, in der zwei Tennisspieler nicht bemerken, daß ihr Ball nicht mehr da ist, und also weiterhin ihre Schläger schwingen, doch plötzlich, wütend über die einmal erkannte Sinnlosigkeit ihrer Bewegungen, übereinander herfallen, „unter rauschendem Applaus des Publikums": so sieht für Gombrowicz Tradition aus, so verspottet er jegliche politische, philosophische, literarische oder existentielle Form. So argumiert er z. B. gegen Sartre, den er — wie Sartre selbst bekannte — in vielem vorwegnahm und mit dem er sich im TAGEBUCH mehrmals kritisch auseinandersetzt; nicht mit einer anderen, dem Existenzialismus entgegengesetzten Philosophie, sondern folgendermaßen: „Der Gegner Sartres ist nicht der Philosoph oder der Priester. Der Milchmann ist es, der Apotheker, das Kind des Apothekers und die Frau des Tischlers, es sind die Einwohner der mittleren Sphäre, der Sphäre der Nichtfertiggestaltung, die immer etwas Unvorhergesehenes, Überraschendes sein wird. Und Sartre könnte in sich selbst den Gegner aus der gleichen Sphäre finden, den man ‚Nicht-fertig-Sartre' nennen könnte. Und ihr Vernunftgrund besteht darin, daß kein Gedanke noch eine Form imstande sind, das Dasein zu umschließen, und je umfassender sie sind, um so lügnerischer sind sie." Den Literaten ruft Gombrowicz von dieser Ebene aus zu: „Verbleibt Literatur eine Romanze älterer, subtiler, gegenseitig in sich verliebter und sich bezeugender Herren? Nur Mut! Zerschlagt den verwünschten Kreis, geht auf die Suche nach neuer Inspiration, erlaubt, daß euch ein Kind unterjoche, ein Rotzer, ein Halbintelligenter, verbindet euch mit Menschen anderer Verhältnisse!" Gombrowicz selbst ließ sich immer erneut von einem Rotzer unterjochen, auch als der Ruhm kam, ihm ging es auch weiterhin um das „Entsetzen des Menschen, der sieht, daß er sich auf eine von ihm unvorhergesehene Weise gestaltet", um die unaufhebbare Dissonanz zwischen Mensch und Form. Gombrowicz glaubt zu wissen, so geht es aus dem TAGEBUCH hervor, daß sein Werk mehr Macht hat als das Werk eines Moralisten, — „die Offenbarung meiner Unreife sollte das Bollwerk meiner Macht sein" (TAGEBUCH) — denn dieser Autor glaubt nicht, daß eine Idee, sobald sie vom Menschen getrennt ist, noch existieren kann. „Es gibt keine anderen Ideen als die fleischgewordenen", so lautet sein Credo, diese aber können „finster, weil allzusehr nach Licht lechzend, schwach infolge eines Übermaßes an Kraft" sein. „Die neuzeitlichste Richtung des Denkens wird die sein, welche wieder den einzelnen Menschen entdecken wird", notiert er einmal. Der Einzelne aber, das ist für Gombrowicz immer nur der junge Mensch, der noch nicht festgelegte, unreife eben — und ihn sucht er auch noch im alten. Bezeichnend hierfür die Tagebuchstelle: „Für unser steifes Denken wird es eine gute Gymnastik sein, wenn wir uns von Zeit zu Zeit Paul Valéry in Person als Priester der Unreifheit vorstellen, einen barfüßigen Priester in kurzen Hosen". Gombrowicz ist so wild nach Unreife wie andere nach Reife, „als Künstler war ich berufen, nach Vollkommenheit zu streben, aber mich zog die Unvollkommenheit an, die Venus von Milo, Apollo, die sixtinische Kapelle und alle Fugen Bachs gab ich hin für einen trivialen Spaß, von einem mit der Erniedrigung verbrüderten Munde gesagten, von einem erniedrigenden Munde"; aber mitten in seiner Bewunderung der Jugend ahnt er auch, daß das, was er als Unreife an ihr liebt, gar nicht das Gegenteil von Reife ist, sondern auch nur eine bestimmte Form, etwas Erstarrtes also. Im TAGEBUCH steht die Anmerkung zu einem Detail dieses Problems: „Ja, die Sünde, wenn es eine gab, rührte daher, daß ich es wagte, die Jugend unabhängig vom Geschlecht zu bewundern." Vor allem aber weiß der Schriftsteller Gombrowicz von jener Tragödie, die damit anhebt, daß er, sobald er nur zu schreiben beginnt, gar nicht anders kann, als „die Unentschiedenheit zu verewigen, von der eigenen Unreife gewissermaßen einen Bronzeabguß zu liefern" (Jelenski), d. h. aus Unreife Reife und aus Formlosigkeit Form zu machen! Diese Tragödie aber macht Gombrowicz nun zum Mittelpunkt seines Werkes. Er schreibt stets nur von sich selbst („immer hat es mich erstaunt, daß es Leben geben kann, die auf einer anderen Grundlage beruhen als meines", notiert er anläßlich der Lektüre Simone Weils), unbewußt übrigens ganz im Sinne von Marx, der meinte, der beste Tendenzdichter sei jener, der sich selbst am vollkommensten ausdrücke. Und Gides Satz „Talent ist Furcht vor der Niederlage" hat sich Gombrowicz sicher nicht zufällig im TAGEBUCH notiert; hier kämpft jemand verzweifelt und komisch zugleich mit der Feder gegen die eigene komische und verzweifelte Existenz. Aber dieser Gombrowicz — und das ist das Entscheidende — ist dabei verliebt in Komik und Verzweiflung. Er ist deshalb nicht nur ein Satiriker mehr, der satirisch ist um eines vorgestellten Programms oder um einer Organisation willen, er ist deshalb nicht bloß ein moderner Swift, der die Welt an den Wurzeln ausreißen möchte, weil sie nicht nach seinem Geschmack ist, nein, Gombrowicz ist um so viel mehr ‚reif', als er weniger ‚reif' ist, um so viel wichtiger, als er sich weniger wichtig gibt. Gombrowicz ist überhaupt der erste Realist unserer Literatur, so ist man versucht auszurufen! Und dann ist Gombrowicz — eben im Gegensatz zu Swift und den meisten satirischen Moralisten — ein Liebender (man kann kein Realist sein, wenn man die Menschen nicht liebt!), er schreibt: „Wir vergessen, daß der Mensch nicht dazu da ist, einen anderen Menschen zu überzeugen, sondern daß er dazu da ist, ihn zu gewinnen, zu einigen, zu verführen, zu bezaubern, zu besitzen."

Spuren von gestern Wenig Neues auf der XXXI. Biennale in Venedig

Aus hundert Metern Höhe gesehen: das bunte Zeremoniell der Biennale-Eröffnung wäre zum schönsten action-painting geronnen. Ein Tumult an Farben, eingelassen in den grünen Fond der einst königlichen „giardini".

Unten das Nahbild sah anders aus. Ein Schirocco, feucht und heiß aus dem venezianischen Himmel fahrend, schnitt bald allem Enthusiasmus den Atem ab. Das entnervende Klima konnte freilich nicht allein daran schuld sein, daß über die Gesichter auch der abgebrühten Biennalisten alsbald die Schatten der Resignation fielen. Daß die Sprünge von Pavillon zu Pavillon, immer wieder von schwindender Erwartung angetrieben, nicht freudige Entdeckungen und Überraschungen brachten. Die XXXI. Biennale 1962 ist von 33 Nationen beschickt worden, beinahe dreihundert Künstlernamen mit Tausenden von Bildern, Plastiken und Grafiken nennt der Katalog. In diesem massiven Aufgebot sollten nicht unbestreitbare Qualitäten zu finden sein?

Diese Frage erledigt sich von selbst; aber, was da und dort zu neuer Begeisterung einlädt, das sind die Werke von gestern, die anerkannten Autoren, denen Bewunderung sicher ist und gefestigtes Urteil. Übersieht man, nach strapaziösen Gängen, das Panorama dieser XXXI. Biennale, so möchte man glauben, die Kunst der Gegenwart habe alle fernen Küsten entdeckt und schicke nun sich an, etwas selbstbewußt, etwas gelangweilt, die zurückgelegten Wege und fernen Starts zu beschauen. Deshalb ist an vielen Orten, im Pavillon mancher Nation, der Eindruck ein durchaus musealer. Das Geleistete, die Spuren von gestern werden gezeigt, nicht das, was zwischen Tokio und Paris „in Arbeit" ist. Die Avantgardisten sind daheim gelassen worden. Die Experimentierer, die neuen Tendenzen, sind in Venedig nicht dabei. Die XXXI. Biennale definiert sich selbst als eine gewaltige Kunstschau der Bestätigungen. Ihre Tendenz zur Inventur, zum Aufzeigen dessen was war und nun, offiziell und informell rezeptiert, allenthalben auch gemacht wird (nicht die Demonstration dessen, was heute aktuell und zukünftig ist), schlägt überall durch. Die grandiose Rechenschafts-Schau in der Casa Pesaro, nächst der Rialtobrücke, eine Sonderausstellung der Großen-Biennale-Preisträger seit 48, versammelt jüngste Kunstgeschichte in ihren besten Vertretern: von Braque bis Zadkine, von Moore bis Max Ernst reiht sich da Rang an Rang.

Eine Biennale mit rückgewandter Perspektive; die großen Preise gingen wiederum an prominente Alte: an Alberto Giacometti, den Plastiker unerhört verdünnter, gleichwohl raumbehauptender Figuren, und an Alfred Manessier, dessen farbsprühende, sakral interpretierte Tafeln von der Jury den zuchtvollen, gesetzhaft gebauten Bildern Serge Poliakoffs vorgezogen wurden. Die ungewöhnlich große Zahl von Gedächtnis-Ausstellungen und Retrospektiven paßt zum anderen in das Bild dieser Biennale der Bestätigungen. Veranstaltungen allesamt (hier nur zu nennen Mario Sironi, Arshile Gorky, die symbolistische Grafik Italiens, die frühen Surrealismen Odilon Redons, denen man Spezial-Ausstellungen eingeräumt), die den Akzent vom Aktuellen aufs Gestrige schieben.

In den Pavillons der Nationen (das Wort Pavillon meinte einmal „ausgespanntes Lustzelt", aber der deutsche, NS-Musentempel und germanisch dreinschauend, schändliche Architektur, steht noch immer) wird selten nur ein Konzept deutlich. Die meisten Länder zeigen zuviel, und stehen dann, paradoxerweise, mit leeren Händen da. Italien, planlos darin, zeigt über sechzig Künstler, da bleibt im Dunkeln, wem Repräsentanz zukäme. Kanada (es hat, wie die Skandinavier, einen neuen Pavillon, ein veritables Glas-Beton-Zelt gebaut) mit Riopelle und Österreich (Malerei von Hundertwasser, Plastik von Avramidis) sind geschickter vorgegangen, ihre Häuser haben Stil, bestechen durch kluge Beschränkung des Repertoires. Deutschlands Biennale-Mannschaft formiert sich nach Gattungen (reichlich die Plastik der Meier-Denninghoff, gut gewählt Emil Schumachers recht stellvertretende Malerei, spannend Grieshabers Grafik, dazu, Pietät den Alten! Gilles, Lörcher und Heckel). Der Biennale-Gänger, zwischen den nationalen Kunst-Inseln kreuzfahrend, gerät in die verwirrendsten Klimazonen: unbedingt sollte er anlegen vor den gewaltigen Holzschränken der Louise Nevelson (USA), angesichts der Arbeiten des Engländers Robert Adams die Probleme zeitgenössischer Plastik studieren und im Pavillon der Russen sich den Atem verschlagen lassen von einer Kunst, die vor Fünfjahrplan-Enthusiasmus nur so bebt.

Indes, summarisch: die XXXI. Biennale ist eine Monstreschau der Quantitäten und Affirmationen. Ein schwerfälliger Organismus, an zuviel altem Speck schleppend. Ein solcher Körper neigt zu Kompromissen. Daß diese Biennale zu wenig Werdendes, zuviel Gewordenes vorstellt, ist ihr ärgstes Versäumnis.

Bastian Calm

Publikum der Biennale · Foto Abisag Tüllmann

Wolfgang Maier

Ruine am Herkulesufer

hinter jedem Schornstein in Deckung
auf gezogenen Schnüren
auf Firsten des Schattenkastens
spitzend die Köpfe zur Warnung
wer hat sich in die Fensterhöhlen verirrt
oder das Geräusch eines Schweifpaares
vom Schweifen dicht unterm Dach
was atmet dicht unterm Dach des Schattenkastens
die Einflugslöcher beschattend von innen

oder geht die Polonaise bei Tag jetzt
am dämmernden Nachmittag dienstags
oder weht das Klappergeräusch als Wind
gespeichert im Trümmerfeld
zischen die Winkel nach vom Zischen
der Knochenpolonaise die nachts
klappernd den Dachfirst im Viertel umgeht
heraus aus dem einzigen Lichtschlund
des Schattenkastens dessen Maul
vollgestopft von Kanälen

wer hält wen am Knochen dienstags
wenn Wasser in der Luft erhöht ist
wer zischt wem ins Knochenohr am Dienstag
wenn Luft wie Wasser dicht ist
wer schlurft aus dem Lichtschlund bei Tag jetzt
wer gibt Zeichen an wessen Ohr
wer sah die Knochenpolonaise auf den Firsten
des Schattenkastens schwankend
sehen die Tauben Gespenster
bei Tag jetzt
was setzt den Tauben Flöhe ins Ohr?

Uve Schmidt

Wort der Haydée Santamaria an eine Serviererin der Cubana-Bar

Haydée Santamaria
überwältigt am 26. Juli 1953
vor den ungeschliffnen Mauern des Fort Moncado
gefangengehalten nicht durch die Folter zur
Rede gebracht (die eigne und die des Bruders
den man blendete) in die fidelistischen Berge
entwichen sich da von Schlangen nährend
das Bajonett zur Nagelfeile usw usf
mitunterzeichnete die Deklaration von Havanna
die unter anderem abschafft Spielsäle Wucher
Prostitution und Alkoholgenuß für Soldaten

Haydée Santamaria würde sagen: Du bedienst
den Widerspruch machst Bierflecken auf unsere Insel
läßt Haie ankern am Gestade unseres guten Namens
schwarze Haie die wir nicht integrieren dürfen
Haie die von Little Rock kommend sich einschifften
in die Schweinebucht
Ich sage Dir wir haben hier genug zu tun wir sind
vollauf beschäftigt eigentlich sollte es mich nicht
scheren dennoch dies nur nebenbei (sags dem Patrone):
warum heißt Ihr Euch nicht By Jackie oder
Das verlorene Paradies

An jenem Abend stieg ich hinauf um Großvater zu sa gen daß keine Hoffnung m

Hans Georg Rockemer

An jenem Abend stieg ich hinauf, um Großvater zu sagen, daß keine Hoffnung mehr bestünde, daß Hoffnung jetzt nicht mehr am Platz sei. Ich wollte ihm sagen, daß in unsrer Lage eine Aussicht auf Besserung nicht gegeben sei. Ich öffnete die Tür mit dem Messingschild: Großvater, und sagte, Großvater, es wird besser mit uns, legte nicht die Füße auf den Tisch, zündete mir keine Havanna an, glaubte es aber auch nicht. Oder ich keuchte die 34 Stufen hoch, riß mit der rechten Hand die Tür auf, knipste mit der linken das Licht an, brachte mich genau unter der Lampe zum Stehen, begann mit den Armen zu fuchteln, riß meine beiden Augen auf und meinen einzigen Mund, ließ die Hände fallen wie tote Vögel, hob sie langsam zum Kopf hoch, preßte sie gegen die Schläfen und sagte überhaupt nichts.

Doch an jenem Abend zog ich mich am Geländer, eine Hand über die andre, hoch, betrat die 34 Stufen ganz rechts, wo sie dunkler sind als in der Mitte, kam, nur wenig außer Atem, vor der Tür mit dem Messingschild: Großvater an, klopfte, drückte die Klinke mit der rechten Hand nieder, mit der dazugehörigen Schulter die Tür auf, schloß sie hinter mir nicht, lebte mich im Dunkeln von der Tür bis zum verschnörkelten Dunkelrotsamtkanapee, legte mich nieder, versteckte noch mein Gesicht hinter der Imkerzeitung und sprach zum Großvater von Hoffnung oder von Nichthoffnung.

Die Treppe hoch hörte ich Großvaters Füße nuscheln, ich wußte, er zog sich am Geländer, eine Hand über die andre, hoch, benuschelte die 34 Stufen ganz rechts, wo sie dunkler sind als in der Mitte, kam, ein wenig außer Atem, vor der Tür, seiner Tür, mit dem Messingschild: Großvater an, trat durch meinen Spalt ein, trug mit der rechten Hand an einer Schnur ein Paket Imkerzeitungen, knipste mit der linken das Licht an, und ich sagte, Großvater, es besteht keine Aussicht auf Besserung.

Ich zündete eine Zigarette an, stieß den Rauch stark und forsch ins Zimmer hinein und begann noch einmal mit Großvater die Aussichtslosigkeit unserer Lage zu besprechen.

Ich wollte Großvater sagen, daß nun keine Hoffnung mehr bestünde, davon erhoffte ich mir Erleichterung, jagte deshalb zu ihm hoch, 17 Stufen, weil ich zwei auf einmal nahm, stieß die Tür mit dem Messingschild: Großvater auf, indem ich mich dagegen warf, das Schloß zerbrach, man würde ein neues beschaffen müssen, fiel zu Boden in Großvaters Zimmer, ließ meine Hände wie Kondore die Luft zerschneiden, zu beiden Seiten meines Kopfes abstürzen, tot liegen wie erjagtes Wild, verlor jedes Interesse an ihnen, tat so, als ob sie mir nicht gehörten und sagte, Großvater, wir dürfen nicht aufhören zu hoffen.

Ich hielt mein Gesicht hinter Großvaters Imkerzeitung und hinter Großvaters Tür mit dem Messingschild: Großvater verborgen, die Tür flog auf, das Schloß zerbrach, die Hände stürzten tot zu Boden, Großvater stand unter der Lampe und brachte kein einziges Wort über die Lippen, sondern hielt mit ihnen und den ihm verbliebenen Zähnen die Pfeife fest, aus der ein Rauch mühselig heraus — und ins Zimmer hineinkroch.

An jenem Abend aber stieg ich hinauf, um Großvater etwas zu sagen, vielleicht, daß keine Hoffnung mehr bestünde, oder daß eine Aussicht auf Besserung gegeben sei.

Ich öffnete die Tür mit dem Messingschild: Großvater und sagte der Imkerzeitung, die ohne den Großvater auf dem Kanapee lag, daß ich meinen Großvater nie gekannt habe.

Teil als Teil

Wolfgang Deichsel

„So mancher berühmte Mann liegt — man denke nur an Shakespeare, vielleicht auch an Lessing, Leibniz, Liebermann — mit allen seinen Werken tief in unserem Gedächtnis verwurzelt, mit Seele und mit Leib, Teilen also dieses dem Untergang geopferten, dem Untergang geweihten — das darf die Nachwelt nicht vergessen, wird sie auch nicht vergessen — Leibes. Der Teil ist nicht das Ganze, aber er ist zum Ganzen, daher sich das Ganze über den Teil, der Teil sich damit über das Ganze stellt, weil Teil ohne Ganzes, Ganzes aber nie ohne Teil ist. Das Ganze, der Körper, bedeutet; die Teile sind, sie bedeuten Körper. Den Unverbesserlichen, die da immer noch widersprechen wollen — ich will sie hier nur, hie und da gebrauche ich, wie jeder weiß, der weiß wie ich heiße, andere Namen, nur Londoner nennen — braucht man nur das banale oder schlagende Beispiel mit der Brühe entgegenzuhalten. Es wird sich mancher wundern, warum den Artikeln jeder analysierende Kommentar fehlt."

Soweit die vollständige Wiedergabe der Piswichilinerschen (genannt Lozze, sprich Losse) Einleitung, die ich noch nicht kannte damals draußen bei ihm vor uns der See. Teil als Teil: so Lozze; so ich: Teil zu Teil. Frau Westrocha bringt das feuchte Brot, Keime, Keimwein. Lozze: teil zu (zur Frau). Zu Teil, so ich, Teil zu Teil. Teil als Teil, so Lozze gleichermaßen beharrend und mir Manuskriptseiten, eng beschrieben zwischen den Zeilen, vorlegend. Wir lachen über das Mißverständnis, die Stühle in den See zu werfen, wir setzen uns. Weites Rußland! Ich muß gehen.

Heut ist das alles anders geworden. Heimtückisch zu den Londonern gezählt, fällt es mir schwer, bei der Fülle anfallenden Materials und zur Verfügung stehender Kürze des Raumes, Objektivität zu wahren, zu wahren bei anfallender Fülle und Kürze, doch soll so vorgegangen werden, daß aus dem Gesamtkorpus (Arbeiten über den Arm Götz von Berlichingens, die Nase Cyrano de Bergeracs, den Schädel Haydns, die Höcker Lichtenbergs und Kierkegaards, den Beutelbuckel Cromwells, den Löwen Keans, den linken Ringfinger Liszts, das Ohr van Goghs, über nicht zu nennende Teile namhafter Männer, im Anhang über Arme der Aphrodite V. von Melos Milo) repräsentative Teile herausgegriffen werden sollen: Liszt, Götz, Gogh.

Werden sollen zum Beweis, wie Piswichiliners Thesen hier strittig (Liszt), dort schlechtweg dumm (Götz), da hämisch sind, hinterlistig und gemein.

1831. Liszt, nach dem ersten Konzert Paganinis an Julius K[illegible] Liszt also: „Seit vierzehn Tagen arbeiten mein Geist und meine zwei Finger wie zwei Verdammte: Homer, die Bibel, Plato, Locke, Byron, Hugo, Mozart, Lamartine, Chateaubriand, Beethoven, Bach, Hummel, Hugo, Hofmann, Weber sind um mich. Ich studiere, befrage und verschlinge sie mit Glut. „Auch ich bin M[illegible]l" rief Michelangelo, als er das erstemal ein Meisterwerk sah." Es folgt Piswichiliners eindrucksträchtige Schilderung des Lisztschen Kampfes, mit Körperschwere, mit Trägheit des Leibes, mit seinem linken Ringfinger, dessen einem jeden jungen Pianisten nur allzu vertraute Unbeweglichkeit er dadurch zu beseitigen suchte, daß er an die Decke über dem Piano einen Bindfaden knotete, dessen anderes Ende er um den hartnäckigen Teil des linken Greiforgans schlang. „Gewaltsam das dieserart gefesselte Glied gegen den Zwang von oben, Ruck um Ruck Rhapsodie a Moll, voll Qual Zug um Zum zu Mazeppa (später mit Frauenchor) bewegend, glaubte er, es gelenkiger werden lassen zu können und erreichte doch das Gegenteil: 1833 suchte eine heftige Entzündung den linken Lisztschen Ringfinger heim, der während einer Reise nach Genf abgenommen werden mußte." Hier beginnt Fragwürdiges. Von der Operation ist nichts bekannt. Erwiesen lediglich die linken Ringfingerübungen Liszts, auch die merkwürdige Tatsache, daß L. seit 1833 auch morgens Handschuhe trägt und 1836 bei Combè das Posaunenspiel erlernt, auf der eigens für ihn konstruierten sogenannten Tetthoffposaune, deren Lederriemen auch Einarmigen die Bedienung erlaubt. Dann die Virtuosität des alternden Meisters auf dem spät erst erlernten Instrument, seine Weimaren Kompositionen, die drei Posaunenkonzerte [illegible], B und Es, die Bearbeitung der Beethovenschen Phantasie über „Die Ruinen von Athen" für Posaune und Klavier und die große Graner Festmesse für 140 Posaunen. Was dazwischen lag, bleibt strittig. Mag Piswichiliner noch so oft den in Genf im Glase aufbewahrten (aus dem Besitze der Gräfin d'Agoult) Finger au[illegible]ren.

Bei Götz erübrigt sich der Kommentar, wird hier doch zu viel mit kernhaft deutschem Rechtssinn („Als am Schäckespearstag 1562 der schwäbische Ritter"), höfischem Egoismus („Heiliger aller Tapferen landfremder Staatsordnung") und falschem wissenschaftlichen Ansatz gearbeitet: plötzlich taucht sogar das Hacking Syndrom auf: „Seit seiner Kindheit beleckte Gottfried von Berlichingen seinen rechten Unterarm, eine motorische Reizableitung, der zunächst keine Bedeutung zugemessen wurde, bis der Arm, an den dünneren Stellen schon schadhaft, des öfteren ausgebessert, und schließlich durch die bekannte Eisenprothese ersetzt werden mußte. Als nun auch das Eisen den Ritter nicht von seinem Handlungszwang befreite, er sogar noch Familienmitglieder zu ähnlichem Verhalten aufforderte, war die Internierung nicht länger zu vermeiden. An seiner Stelle agierte sein Zwillingsbruder Götz von Berlichingen weiter, den die Bauern bis dahin in einem Turm gefangen gehalten hatten und der später als ihr Führer bekannt wurde."

Das steht auf tönernen Füßen, wenn die Sache nur nicht so ernst wäre. Gefährlich dagegen, sobald Leute, die sie scheuen sollten, heiße Eisen anfassen, will heißen, vertraut bewährte Meinungen der Wissenschaft über van Goghs Art, um sein Ohr zu kommen (man nahm an, daß van Gogh, nachdem er Gauguin ein halbgefülltes Wasserglas an den Schädel geschleudert, dem Freund nacheilend sich dann aber unter dessen eiskalt berechnendem Blick mit dem bereitgehaltenen Rasiermesser selbst und das eigene Ohr abgeschnitten habe) umstürzen und alles nur, weil Pierre Düggelin 1959 bei Mme. Tanguely ein zusätzliches Selbstportrait van Goghs entdeckte, das von hinten, weil es nicht ganz wasserdicht, mit einem Zettel beklebt war, der sich nun, da das Bild für immer im Trockenen bleiben sollte, ablösen und als Brief einer gewissen Christine aus Arles, Tochter Gauguins, nachweisen ließ.

„Aus dem Brief soll", so drückt sich Piswichiliner mit hinterhältiger Vorsicht aus, „hervorgehen, daß van Gogh mittwochs, also einen Tag vor dem Tattermin, zu einem Schäferstündchen bei Christine vorgesprochen hatte, dabei habe sie ihn ins linke Ohrläppchen gebissen und gesagt, es schmecke gut; er habe widersprochen und sei auf ihre Behauptung hin, daß er das nie beweisen könne, in Wut geraten und habe das Zimmer nach halbvollen Wassergläsern durchsucht. Zum Glück sei gerade der Vater Gauguin hereingetreten. In der Nacht zum nächsten oder übernächsten Tag habe Vincent gegen drei Uhr das besagte Haus aufgesucht, dabei stark links aus dem Kopf geblutet, ein Päckchen abgegeben und in einem fort geschrien: „Es schmeckt schlecht! Es schmeckt schlecht!" Sie habe für das Päckchen gedankt, es in ihrem Zimmer ausgepackt und festgestellt, daß es ein Ohr enthielt, ein rechtes oder linkes, dessen Läppchen abgebissen war."

1

2

3

wer jetzt nicht reich ist

wird es lange bleiben

Wer Jetzt Nicht Reich Ist Wird Es Lange B

LEIBEN WER JETZT NICHT REICH IST

wird es lange bleiben wer jetzt nicht reich

Ist Wird Es Lange Bleiben Wer Jetzt

NICHT REICH IST WIRD ES LANGE BLEIB

en wer jetzt nicht reich ist wird es lange bleiben wer jetz

t Nicht Reich Ist Wird Es Lange

bleiben wer jetzt nicht reich ist wird es lan

ge bleiben wer jetzt nicht reich ist wird es lange

bleiben wer jetzt nicht reich ist wird

Es Lange Bleiben Wer Jetzt Nicht Reich Ist

bazon brock 27 juli 1962